Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1913, 7. Abhandlung

Carl Wilhelm Ludwig Heyse
und sein System der Sprachwissenschaft

von

Erich Petzet und **Gustav Herbig**

Vorgetragen am 5. Juli 1913

München 1913
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)

I.

In seinen „Jugenderinnerungen“ [1]) hat Paul Heyse ein Bild seines Vaters entworfen, das dessen edle, feinsinnige und leidgeprüfte Persönlichkeit mit der warmen pietätvollen Liebe des Sohnes wie mit der klar und sicher charakterisierenden Kunst des Dichters lebendig beseelt dem Leser vor Augen stellt. In der wissenschaftlichen Literatur aber fehlt es bisher an einer Würdigung seines Lebenswerkes und einer Darstellung seines Lebensganges, die der Bedeutung des Menschen und des Gelehrten entspräche. Die meisten der zahlreichen und stets achtungsvollen Erwähnungen, die wir finden, führen nicht weiter als die grundlegenden, aber knappen Ausführungen, die Steinthal an verschiedenen Stellen [2]) gemacht hat. Fast ganz auf ihnen fußt Leskien mit seiner kurzen Charakteristik in der Allg. Deutschen Biographie (Bd. XII, S. 380 f.), während Rudolf von Raumer in seiner Geschichte der germanischen Philologie (1870, S. 625, 629—632) eine etwas eingehendere Darstellung von Heyses Hauptwerk gibt, und Max Lenz in seiner Geschichte der Universität Berlin (1910, II. Bd., 1. Hälfte, S. 421 f.) auch einige neue biographische Aufschlüsse bringt. Weitere Arbeiten kommen kaum oder nur für Einzelheiten in Betracht; schon

---

[1]) Fünfte vermehrte Auflage 1912, Bd. I, S. 3, 14—18 und öfter; vgl auch das Gedicht „Ein Schatten“ in der Gesamtausgabe der „Lyrischen Dichtungen“ 1911, Bd. I, S. 144 ff.

[2]) Vgl. besonders Hallische Allgem. Literaturzeitung 1849, Nr. 256 bis 258; Vorrede zu Heyses System der Sprachwissenschaft 1856; ferner Steinthal, Der Ursprung der Sprache, 3. Ausg. 1877, S. 93—97 und andere Stellen mehr.

aus den genannten aber ergibt sich, wie sehr die Art und die Grenzen der wissenschaftlichen Leistungen und Erfolge Heyses bedingt waren durch seine persönlichen Verhältnisse und Erlebnisse, und daß eine gerechte Würdigung seiner Wirksamkeit seinen äußeren Lebensgang nicht außer Betracht lassen darf. Nach beiden Seiten hat uns die K. Bibliothek in Berlin wertvolles Material geboten. Sie bewahrt das einzige, was von Heyses handschriftlichem Nachlaß erhalten geblieben ist, das wichtige Manuskript seines Hauptwerkes, dem auch einige Angaben über seine Lehrtätigkeit von seiner Hand beiliegen. Sie befindet sich auch seit dem Jahre 1908 im Besitze eines Heyseschen Familienarchivs, das von einem Mitgliede des Petersburger Zweiges der Familie angelegt und vervollständigt manche Dokumente und Briefe bis ins 18. Jahrhundert zurück enthält. Auch die Personalakten Heyses von der Berliner Universität wurden mir teilweise zugänglich. Ganz besonders schätzbar aber war uns der Briefwechsel Carl Heyses mit seinem Sohne, dessen Benützung wie die der einschlägigen Briefe Steinthals wir der Güte Paul Heyses verdanken. In ihm finden sich manche schöne und klare Bekenntnisse über sein Lebenswerk, die nicht nur für die Persönlichkeit, sondern auch für ihre wissenschaftlichen Auffassungen in hohem Grade bezeichnend und wertvoll sind.

Carl Wilhelm Ludwig Heyse wurde am 15. Oktober 1797 in Oldenburg geboren. Sein Vater, Johann Christian August (geboren am 21. April 1764), war damals Kollaborator an dem dortigen Gymnasium, wurde zehn Jahre darauf als Rektor (das ist zweiter Lehrer) des Gymnasiums und Direktor der neu zu gründenden Töchterschule nach seiner Vaterstadt Nordhausen berufen und siedelte endlich im Jahre 1819 als Direktor der dort neugegründeten höheren Mädchenschule nach Magdeburg über. Als Pädagoge wie als Verfasser weitverbreiteter Schulbücher und des Fremdwörterbuchs hat er sich anerkannte Verdienste erworben. Seinem Sohne Carl kam der väterliche Unterricht neben dem Besuche des Gymnasiums in Nordhausen so zustatten, daß er schon mit 15 Jahren, im August 1812, an einem Privat-

institut in Vevey eine Stellung annehmen konnte, die ihm mehr die Pflichten eines Lehrers als eines Schülers auferlegte. Der Vorstand der Anstalt, Herr von Türk, war ein Freund seines Vaters und bereitete ihm eine freundliche Aufnahme in seinem Hause. So hat Carl Heyse die drei Jahre, die er dort verlebte, stets als eine schöne und glückliche Zeit im Gedächtnis behalten und es war eine seiner letzten Freuden, im Jahre 1852 noch einmal durch eine Reise an den Genfer See diese Jugenderinnerungen zu erneuern. Trotzdem konnte diese frühe Selbständigkeit kein Glück für die wissenschaftliche Entwicklung des Jünglings bedeuten, sondern läßt das Verhängnis, das ihn sein Leben lang verfolgt hat, schon hier in die Erscheinung treten, den ständigen Zwang, fremden Zwecken den eigenen unterzuordnen. Zu kurz war die Zeit der Vorbereitung in Nordhausen gewesen, in der sich Carl Heyse *proprio instinctus animo,* wie er in seiner Vita sagt, den lateinischen und griechischen Studien widmen konnte, verkümmert noch dazu durch den Niedergang des dortigen Gymnasiums nach dem frühen Tode seines tüchtigen Direktors Sparr (Jan. 1811). Der Wunsch, dem Vater die Sorge um die kinderreiche Familie zu erleichtern, sprach dann wesentlich mit bei der Annahme der Stellung in Vevey; eine Weiterbildung in den alten Sprachen war hier nicht möglich, und bloß die Vervollkommnung in den neueren Sprachen und die eindringendere, freilich nur schulmäßige Beschäftigung mit dem Deutschen bot dafür einigen Ersatz. Wie tüchtig sich aber der junge Lehrer bewährte, beweist seine Empfehlung durch Herrn von Türk zum Hauslehrer des jüngsten Sohnes des Ministers Wilhelm von Humboldt. Die Aufnahme in das Humboldtsche Haus und die ihm darin bewiesene große Freundlichkeit und Wertschätzung[1]) haben die Anschauung

---

[1]) Als Heyses Schwester Elise im September 1815 nach Berlin kam, um wegen schwerer epileptischer Krämpfe eine magnetische Kur bei Professor Wohlfahrt, einem Freunde der Humboldts, zu gebrauchen, behielt Frau von Humboldt die Kranke bis zum Mai 1816 im eigenen Hause und umgab sie mit der fürsorglichsten und liebevollsten Pflege. Die Briefe Elisens aus dieser Zeit sind in dem Familienarchiv (Nr. 8)

hervorgerufen, daß die Übereinstimmungen in den sprachwissenschaftlichen Anschauungen Heyses mit denen Humboldts in dieser Zeit ihre Wurzeln hätten. Allein so wohltuend und reich an starken Eindrücken die Berührung Heyses mit der edlen Persönlichkeit Caroline von Humboldts gewesen sein muß, so fehlte doch fast jede Möglichkeit, von Wilhelm von Humboldt selbst irgend welche unmittelbare Anregungen zu empfangen, ja es erscheint nahezu ausgeschlossen, daß Heyse je mehr als ganz flüchtig mit ihm zusammengetroffen ist. Anfang Juli 1815 verließ der Minister Berlin und reiste nach Paris, um dort an den Friedensverhandlungen teilzunehmen; von dort aber siedelte er im Oktober unmittelbar nach Frankfurt a. M. über, wo ihn seine diplomatischen Aufgaben bis Anfang 1817 festhielten. Erst im April 1817 kam er besuchsweise wieder nach Berlin. Heyse aber trat seine Stellung im Juli 1815 an und lebte dann mit seinem Zögling Hermann bis Mai 1816 ununterbrochen teils in Tegel teils in Berlin. Dann begleitete er ihn nach Frankfurt a. O. in des Haus seines alten Gönners Herrn von Türk, der inzwischen als Regierungs- und Schulrat für die Neumark dorthin berufen worden war[1]). Als Türk endlich an Ostern 1817 nach Potsdam übersiedelte, wo er noch einige Jahre lang Hermann von Humboldt in seiner Obhut behielt, ging Heyse nicht mehr mit, sondern setzte nun die eigenen Studien in Berlin fort. Wissenschaftliche Anregungen hat er also durch seine Stellung im Humboldtschen Hause kaum erfahren und ebensowenig eine Förderung in seinem äußeren Fortkommen, wie sie etwa Franz Bopp einige Jahre später von dieser Seite zuteil wurde. Wieder auf sich selbst angewiesen begann er sogar erst nach dem Scheiden von Hermann von Humboldt sein ernstes Universitätsstudium, da ja sein erstes Semester

---

erhalten und geben ein klares Bild von der Stellung beider Geschwister im Humboldtschen Hause. Die Kur Wohlfahrts blieb erfolglos; ohne Heilung kehrte Elise im Mai 1816 in das elterliche Haus zurück und starb am 11. Juli 1822 in Magdeburg.

[1]) Vgl. Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Sydow, Bd. V (1912), S. 183 und öfter.

(W.-S. 1815/16) noch einmal von einem ganzen Jahre autodidaktischer Bemühungen gefolgt gewesen war.

Vom April 1817 bis zum Oktober 1821 war Heyse an der Berliner Universität als Student immatrikuliert. Aber auch in dieser Zeit war er genötigt, den besten Teil seiner Kräfte anderen zu widmen, indem er zunächst fleißig Privatunterricht erteilte, im Oktober 1819 aber eine neue Hauslehrerstelle annahm, die ihn bis Ostern 1827 festhielt. Sein neuer Zögling war Felix Mendelssohn-Bartholdy, dessen gesamte wissenschaftliche Ausbildung bis zum Besuche der Universität in seiner Hand lag, schon in seinem elften Lebensjahre ein vielbestauntes Wunderkind, das aber in seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und hohen geistigen Begabung ein höchst erfreulicher Schüler sein mußte[1]). Auch seine Geschwister nahmen an dem Unterricht Heyses teil, wie sich denn Rebekka Mendelssohn damals eine vollständige Beherrschung des Griechischen aneignete. Die gediegene humanistische Bildung, die in Mendelssohns Schaffen noch in seiner Reifezeit nachwirkte, verdankte er Heyse, der im Jahre 1826 eine wohlgelungene metrische Übersetzung seines Schülers von des Terentius Mädchen von Andros mit

---

[1]) Von einem Besuche im Mendelssohnschen Hause berichtet der alte Joh. Chr. August Heyse nach Hause Berlin 30. Juli 1820 (Heysesches Familienarchiv Nr. 8): er ist unerwartet während des Unterrichtes bei dem Sohne eingetreten, *die 3 ihn umgebenden Kinder, nämlich die älteste Tochter und die beiden Söhne, standen wie elektrisiert, als sie jene Worte („ach Vater") hörten und ihn auch sogleich in meinen Armen liegen sahen. Die älteste Tochter entwischte sogleich, um diese Nachricht ihrer Mutter zu verkünden, und ich wurde bald darauf unter vielen Freudenbezeugungen zum Mittag eingeladen, machte nach einer Erholung Madame Mendelssohn mein Compliment und fand sie ganz so, wie ich sie mir gedacht hatte — eine sehr gebildete und geistreiche Frau, welche mir viel Schmeichelhaftes über Carl sagte. Die Kinder sind sehr original und besonders ist der Felix ein prächtiger Junge, von Kopf und Herzen. Auch an Körper hübsch, ein wahrer Christuskopf nach Raphael und Guido Reni. Man kommt bei näherer Kenntnis der Familie wahrlich in Versuchung, dieser glücklichen Mutter über ihren so hoffnungsvollen Sohn ebenso herzlich und bedeutungsvoll Glück zu wünschen, wie dies einst der Maria geschah.*

Einleitung und Anmerkungen (Berlin 1826 bei Ferd. Dümmler) herausgeben konnte. Die Lehrerfolge wie die persönlichen Verhältnisse in dem an geistigen und künstlerischen Anregungen reichen Mendelssohnschen Hause machten also die Stellung Heyses hier sehr erfreulich. Zu eigener wissenschaftlicher Forschung aber konnte er auch hier erst allmählich gelangen. Indessen erhielt er auf der Universität entscheidende Anregungen. Friedrich August Wolf, Böckh und Buttmann wurden von ihm mit besonderem Eifer gehört und legten den Grund zu Heyses späterer akademischer Lehrtätigkeit auf dem Gebiete der klassischen Philologie. Auch Bopp hat er vielleicht nach 1821 gehört. Wichtiger aber noch für ihn war wohl der Einfluß Solgers und Hegels. Solgers Ästhetik hat Heyse im Jahre 1829 nach seinem Kollegienheft mit pietätvoller Sorgfalt herausgegeben[1]). Ohne Hegel aber, dessen Hörer er auch nach seiner Exmatrikulation noch blieb, ist Heyses späteres Bemühen um die Systematisierung der Sprachwissenschaft kaum denkbar. Doch ist wohl der bewußte, unmittelbare Einfluß nicht so hoch anzuschlagen wie es bisweilen geschieht. Heyse selbst hat seinem Sohne gegenüber anläßlich einer Bemerkung Steinthals, die ihn als *den wahrhaften Vertreter der Hegelschen Philosophie auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft* bezeichnete, scharf die Grenzen gezogen in einem Briefe vom 10. Mai 1849, dessen wichtigsten Teil wir unten im Wortlaut mitteilen.

Die lateinische Inaugural-Dissertation, die Heyse am 29. September 1826 einreichte, handelte *De Herodoti vita et itineribus.* Böckh, der das erste Urteil abzugeben hatte, charakterisierte die Arbeit als *mit Kenntnis alles dessen, was dazu gehört, mit historischem und kritischem Sinn und guter Kombinationsgabe geschrieben.* Besonders rühmte er dabei, *daß der Verfasser sich frei und fern hält von aller Hypothesensucht und von dem Kitzel, alles geschichtlich Überlieferte umzustoßen, und an dessen Stelle eigene Hirngespinste zu setzen; woran jetzt fast*

---

[1]) Dr. Hugo Falkenheim macht uns darauf aufmerksam, daß auch in Solgers Ästhetik S. 259 und 439 f. sprachphilosophische Gedanken vorgetragen sind, die mit denen Heyses in Zusammenhang stehen.

die ganze Philologie leidet. Die Prüfung fand dann am 4. November 1826 statt. Böckh, Hegel, Ideler, von der Hagen und Raumer beiteiligten sich am Examen, und bei der Abstimmung waren nach dem Protokoll *alle Gegenwärtigen einig, daß Herr Heyse zu den ausgezeichneten Kandidaten gehöre.* Die öffentliche Promotion erfolgte am 16. Dezember desselben Jahres; Opponenten waren dabei Friedrich Rosen, Adolf Trendelenburg und Konstantin Ilgen.

Noch nicht drei Wochen später, am 2. Januar 1827, reichte Heyse sein Gesuch um Zulassung als Privatdozent bei der philosophischen Fakultät ein und bezeichnete dabei klar die Lebensaufgabe, die er sich gestellt hatte: *non tantum litteras Graecas et Latinas, sed maxime philosophicam grammaticam in posterum docere.* Eine Habilitationsschrift wurde auf Antrag von I. Bekker und Böckh nicht gefordert, am 7. April hielt Heyse seine Probevorlesung über den Ursprung, die Geschichte und den Zweck der philosophischen Sprachforschung und konnte nun im Sommersemester 1827 vor 24 Zuhörern mit einem Kolleg über den Philoktet des Sophokles nebst Einleitung über Wesen und Geschichte der griechischen Tragödie seine Lehrtätigkeit beginnen.

Nachdem so der Grund für seine weitere Wirksamkeit gelegt war, gründete Heyse auch seinen eigenen Hausstand, indem er am 11. Juli 1827 eine Verwandte des Mendelssohnschen Hauses, die am 12. Januar 1788 geborene jüngste Tochter des schon in demselben Jahre gestorbenen Hofjuweliers Salomon Jakob Salomon, Julie Saaling — so wurde der Familiennamen beim Übertritt zum Christentum geändert — als Gattin heimführte. Er war ihr besonders im Jahre 1822 in mehrwöchigem täglichem Verkehr nahe getreten, als sie mit ihrer Schwester Marianne an der Reise der Familie Abraham Mendelssohn in die Schweiz teilnahm[1]), und hatte damals, scheint es, einen tiefen Eindruck empfangen von ihrer temperamentvollen Persönlichkeit mit ihrer eigentümlichen *Verbindung von An-*

[1]) Vgl. S. Hensel, Die Familie Mendelssohn (1879), Bd. I, S. 121—134.

spruchslosigkeit und geistiger Regsamkeit, warmer Empfindung und sprühendem Witz[1]). So groß die Verschiedenheit der beiden Naturen, so reich an gegenseitiger Liebe und innerem Glück wurde ihre Ehe, freilich auch nicht verschont von manchen tiefen Schatten. Der älteste Sohn, Ernst, der sich nur sehr langsam geistig entwickelte, verfiel am 9. November 1845 in eine dauernde Nervenkrankheit[2]), die die Eltern zwang, ihn auf dem Lande, bei Verwandten, seine dämmernden Tage verbringen zu lassen (gest. 28. Dezember 1866). In ihrem zweiten Sohne Paul aber war ihnen ein um so reicherer Ersatz beschieden, und was der Vater an verständnisvoller Liebe, an pädagogischem Geschick und Feingefühl, an geistigen Anregungen und Anleitungen zu geben hatte, trug ihm hier beglückende Frucht. Ihm wurde der Sohn schon früh zu seinem nächststehenden Freunde, dem zur vollen Entfaltung seiner Begabung und zur Schulung und Stärkung aller seiner Kräfte die Bahn frei zu machen und ihn unmerklich, ohne Beengung seiner Eigenart, in der Zeit jugendlichen Dranges zu leiten seine höchste Aufgabe war, dem er aber auch von der eigenen Ideenwelt sprechen und über die eigenen Lebenserfahrungen das Herz öffnen konnte. Welche tiefgehende und dauernde Bedeutung er so für die geistige Entwicklung und die ganze Persönlichkeit seines Sohnes gewonnen hat, auf Grund der Briefe und der Jugenddichtungen Paul Heyses darzustellen, ist eine Aufgabe für sich, der ich in anderem Zusammenhange näher treten zu können hoffe.

Neben der Krankheit des ältesten Sohnes war es die unsichere Gesundheit Heyses selbst, die das Glück seiner Häuslichkeit und die Freiheit seiner Tätigkeit trübte und beengte. Schon als er seine Doktordissertation einreichte, mußte er in dem Begleitschreiben angeben, daß er *aliis negotiis districtus, infirma praesertim valetudine usus* nicht zeitiger zum äußeren Abschluß seines Studiums habe gelangen können. Wie frühe aber

---

[1]) Paul Heyse, Jugenderinnerungen Bd I, S. 10.

[2]) Vgl. Theodor Heyse, Stammtafeln der Familie Heyse. St. Petersburg 1898, S. 15.

sein quälendes Leiden sich zu einem bedenklichen Grade steigerte, geht daraus hervor, daß er schon von 1832 auf 1833 seine Vorlesungen für ein ganzes Jahr aussetzen mußte — eine bittere Notwendigkeit, die sich im Sommer 1838 und 1842, im Winter 1844/45 und 1849/50 wiederholte, während er in manchen anderen Semestern sich nicht mehr als ein ein- oder zweistündiges Publikum zumuten konnte. Im Mai 1853 brach er kurz nach Beginn der Vorlesungen wieder zusammen, und im Sommer 1854 las er sein letztes Kolleg mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte, an denen schon seit Jahrzehnten die Krankheit nagte. Man versteht die Empfindung, mit der er (am 16. April 1849) dem Sohne schreiben konnte: *Gesundheit ist der fruchtbare Acker, auf dem jede Geistesblüte leicht und fröhlich gedeiht, während man dem dürren steinigen Boden der Kränklichkeit nur durch mühsamen Anbau im Schweiße seines Angesichts kümmerliche Früchte abzwingt.* Ihm ist nie eine leichte und fröhliche Ernte vergönnt gewesen.

Dazu kam noch ein anderes. Die äußeren Verhältnisse, in denen Heyse sich einzurichten hatte, waren nicht so reichlich, daß ihm die Sorge um den Lebensunterhalt für sich und die Seinen erspart geblieben wäre. Jahrelang hatte er deshalb Pensionäre im Hause, und was schlimmer war, auch seine wissenschaftliche Arbeit konnte er von dieser Rücksicht nicht frei halten. Am 23. November 1829 erfolgte zwar schon seine Ernennung zum außerordentlichen Professor, aber zunächst ohne Gehalt, und erst zwei Jahre später, 1831, wurde ihm der „Normalgehalt“ von 200 Talern bewilligt. Eine Erhöhung dieser Summe ist, trotz wiederholter Eingaben Heyses, nie erfolgt; der Minister von Altenstein vermochte vom Finanzministerium keine ausreichenden Mittel für die aufstrebende Universität Berlin zu erhalten. Auch als am 10. März 1838 neun Extraordinarien[1]) ein gemeinsames Gesuch um Verbesserung ihrer Lage einreichten, konnte er ihnen nur empfehlen,

[1]) Es waren Dove, Hotho, Heyse, Ferd. Benary, Marx, Helwing, Ad. Erman, Droysen und Petermann. Vgl. Max Lenz, a. a. O., II, 1, S. 418—425.

sich unmittelbar an den König zu wenden, aus dessen Kabinett aber am 18. Oktober 1838 der Bescheid erging, eine Erhöhung der unzureichenden Besoldung sei *unzulässig*. Auch eine Ernennung zum ordentlichen Professor erfolgte nicht. Wie weit dabei ein Widerstand der herrschenden historischen Richtung in der Sprachwissenschaft gegen den Sprachphilosophen mitgesprochen haben mag, vermochte ich nicht festzustellen; wahrscheinlich ist er nicht untätig gewesen. Die Blütezeit des Hegelianismus an der Universität Berlin war vorbei, seine Vertreter durften auf keine Förderung mehr rechnen. Und Heyse war nicht der Mann, diese Ungunst der Verhältnisse durch eine ihn empfehlende politische Haltung wett zu machen wie etwa der Historiker Helwing, der auf diesem Wege in der Reaktionszeit das ersehnte Ordinariat erreichte. Heyse hielt es für seine Pflicht, aus seinen liberalen Anschauungen kein Hehl zu machen, wenn er auch nie in den politischen Tageskampf eingriff und in den Revolutionsjahren mit klarer Besonnenheit den stürmischeren Wagemut des Sohnes zu mäßigen wußte. So gewann er von keiner Seite her eine entschiedene Unterstützung und ist nie völlig von dem Druck der Lebenssorgen frei geworden. Noch am 26. Juni 1853 mußte er seinem Sohne klagen: *Und mit all meinen Mühen und Opfern habe ich mir nicht einmal ein sorgenfreies Alter erkauft; denn wenn ich nicht mehr arbeiten kann, so weiß ich nicht, wovon ich leben soll.*

Diese Verhältnisse lassen es auch begreiflich erscheinen, daß zu derselben Zeit immer neuer schwerer Krankheitsanfälle in Heyse der Entschluß reifte, sich von dem einzigen Schatze, den er in langen Jahren liebevollen Sammelns zusammengebracht hatte, von seiner Bibliothek zu trennen. Das systematisch geordnete Verzeichnis davon, das er unter dem Titel „Bücherschatz der deutschen National-Litteratur des XVI. und XVII. Jahrhunderts“ erscheinen ließ[1]), konnte er mit Recht einen *bibliographischen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte*

---

[1]) Berlin 1854. Es ist heute eine Seltenheit geworden, da es nur in 50 Exemplaren gedruckt wurde.

nennen; denn es ist tatsächlich eine wertvolle Vorarbeit des Goedekeschen „Grundrisses“, nicht nur für die genannten zwei Jahrhunderte sondern auch für die Inkunabelzeit und den Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Die bibliographische Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Angaben ist für die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ganz ungewöhnlich und verrät durchgängig nicht nur das eindringende Sachverständnis des Gelehrten, sondern auch die wahre Liebe des Bibliophilen. Paul Heyse berichtet in seinen Jugenderinnerungen (S. 16), welche Sorgfalt sein Vater jedem einzelnen Bande und jedem fliegenden Blatt zugewendet hat, und so begreift man, daß sein Bücherschatz durch äußeren und inneren Reichtum auch die Bewunderung eines so kritischen Kenners wie des Wiener Romanisten und Bibliothekars Ferdinand Wolf erregen mußte[1]). Es war eine schmerzliche Genugtuung für den schweren Herzens Entsagenden, daß wenigstens der Hauptteil seiner Sammlung, mit der er selbst so innig verwachsen war, nicht zerstreut wurde, sondern in die Königliche Bibliothek in Berlin überging, wo sie nun seinem Wunsche entsprechend *der Benutzung der Forscher und Freunde unserer Literatur in noch ausgedehnterem Maße zur Verfügung steht als vorher, wo er selbst jedem ihn darum nachsuchenden Gelehrten deren Ausbeutung mit Vergnügen gestattete.* Für ihn selbst aber war sie nicht nur ein schöner Gegenstand der Liebhaberei, sondern auch recht eigentlich ein praktisches Handwerkszeug gewesen. Erst wenn man bedenkt, welche Fülle von Quellen er durch sie zur ständigen Benutzung zur Hand hatte, erklärt sich die Leistung seiner lexikalischen und grammatischen Arbeiten, die fast dreißig Jahre lang einen so großen Raum in seinem Leben einnehmen.

Denn nicht nur die Anforderungen des täglichen Lebens, auch Pflichten der Pietät riefen Heyse schon früh auf dieses Gebiet, das ihm eine sehr verdienstliche Wirksamkeit eröffnete, aber zugleich freilich ihn von seinen eigensten und höchsten Aufgaben abzog. Am 27. Juni 1829 starb sein Vater und

---

[1]) Brief Heyses an seinen Sohn vom 16. Januar 1850.

hinterließ ihm, seinem ältesten Sohne, die Sorge für sein literarisches Vermächtnis, von dessen Ertrag übrigens die Hälfte der Witwe und der später verheirateten[1]) Tochter Berta zukommen sollte. Die Aufgabe, die ihm damit erwuchs, wurde ihm nur zeitweise etwas erleichtert durch die vorübergehende Hilfe seines Bruders Gustav, der vom Frühjahr 1832 bis Juni 1833 und dann wieder von Neujahr 1834 bis Mitte 1835 bei ihm im Hause lebte; im wesentlichen aber hatte er sie allein zu bewältigen und hat im Laufe der Jahre durch seine vollständigen Neubearbeitungen die bewährten Werke des Vaters ganz zu seinen eigenen gemacht.

Schon als Joh. Christ. August Heyse die vierte Auflage seiner großen „Theoretisch-praktischen deutschen Grammatik“ (1827) vorbereitete, zog er seine Söhne Carl und Theodor[2]) zur Mitarbeit heran, und schon damals hat Carl Heyse nach des Vaters eigenem Zeugnis die Abschnitte vom Substantiv, vom Adjektiv und vom Verbum, sowie von der Metrik *fast ganz neu bearbeitet,* wie denn seine 1825 in zweiter umgearbeiteter Auflage erschienene „Kurzgefaßte Verslehre der deutschen Sprache zum Schul- und Hausgebrauch“ nur eine erweiterte Ausführung der Schlußabteilung der großen Grammatik ist. Aber schon damals blieb ihm nicht verborgen, daß das bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1814 mit ungeteiltem Beifall aufgenommene Lehrbuch mit den inzwischen gemachten gewaltigen Fortschritten der Sprachwissenschaft in den späteren Auflagen nicht gleichen Schritt gehalten hatte. Das Ziel des Buches war für den alten Heyse *ein populäres Lehr- und Hilfsbuch für jeden Gebildeten* oder, wie sein Freund Herling rühmte, *das Organ, die sicheren Resultate aller sprachlichen Forschungen zum Gemeingute deutscher Nation zu machen.* Diese *praktisch-populäre Bestimmung des Lehrbuches,* das als *reife Frucht viel-*

---

[1]) An den Pastor Brennecke in Leitzkau, später in Cröchern, zuletzt in Carow.

[2]) Dessen *gründliche und geistvolle Behandlung der Syntax* hat Carl Heyse später als eine bedeutende Vorarbeit für seine Neugestaltung des ganzen Werkes gerühmt (S. XXIV).

jähriger Lehrerfahrung, eines feinen, selten irrenden Sprachgefühls, besonnenen Urteils und reinen Geschmacks vorlag, mußte Carl Heyse auch bei seiner neuen Bearbeitung als maßgebend anerkennen und sich ihr *nicht ohne Selbstüberwindung und Aufopferung manches Eigentümlichen* anpassen. Er durfte daher nicht eine eigentlich geschichtliche, noch auch eine philosophische Grammatik geben, sondern von beidem nur so viel, als mit seinem praktischen Zwecke vereinbar war. Trotzdem hat er die ganze Behandlung der früheren Ausgaben völlig umgestaltet und vertieft. Die Sprache ist ihm nicht mehr ein fertiges Geisteserzeugnis, sondern wie für Humboldt, den er hier ausdrücklich zitiert, *eine fortwährende Erzeugung*, und daraus ergab sich sein Bestreben, *jede Erscheinung nicht als ein schlechthin Gegebenes, sondern in lebendiger Entwicklung aufzufassen und darzustellen.* So wird jetzt auf die geschichtliche Seite der nötige Nachdruck gelegt und versucht, *den heutigen Sprachbestand durchgängig auf frühere Entwicklungsstufen zurück- und daraus abzuleiten.* Auch den Mundarten wird eine besondere Betrachtung gewidmet. Rückhaltlos erkennt Heyse Jakob Grimm als seinen Führer bei diesen Bemühungen an, daneben dankbar auch Benecke, Graff, Lachmann, Schmeller, Bopp und Pott rühmend. Mit Recht aber durfte er betonen, *daß er nicht ohne selbständige Prüfung das Vorgefundene bloß abgeschrieben, sondern sich, soweit es die Natur und Tendenz dieses Buches zuließ, auch des eigenen Urteils nicht begeben habe.* Im Jahre 1838 wurde der I., erst 1849 der II. Band des „Ausführlichen Lehrbuchs“ in seiner neuen (fünften) Gestaltung abgeschlossen; zwei Jahre danach, 1851, konnte auch die Umarbeitung der kleineren „Schulgrammatik“ in ihrer 17. Auflage zu Ende geführt werden, für die das größere Werk die wissenschaftliche Grundlage und den erweiterten Kommentar bildet.

Denn auch dieses „kurzgefaßte Lehrbuch der deutschen Sprache“, das sein Vater durch acht Auflagen geführt hatte, in Einklang mit den Fortschritten der Wissenschaft umzuarbeiten, war für Carl Heyse bei seiner gewissenhaften und pietätvollen Auffassung der übernommenen Pflichten ein ernstes und ver-

antwortungsvolles Geschäft, das freilich ganz besonders große Selbstüberwindung erforderte. Es ist bekannt, wie scharf und geringschätzig Jakob Grimm in seiner Deutschen Grammatik (1819, Bd. I., S. IX ff.) über die *unsägliche Pedanterei* des grammatischen Schulunterrichts in der Muttersprache geurteilt hat, und wenn er auch seine Äußerungen in der zweiten Auflage (1822) gemildert hatte, ein Stachel davon ist doch wohl immer bei Heyse zurückgeblieben. Um so höher ist sein redliches und strenges Bestreben anzuerkennen, gerade den historischen Grammatikern gerecht zu werden. Aber die Grenze, die er ihnen gegenüber in der Schulgrammatik einhalten mußte, hat er klar und bestimmt festgelegt, als er mit der zwölften Auflage (1840) den ersten Abschnitt seines Umbaues des alten Lehrgebäudes vorlegte. Gleichzeitig begrenzte er hier aber auch seine Aufgabe nach der Seite der ihm mehr am Herzen liegenden Sprachphilosophie, die er als *das letzte Ziel aller Sprachforschung* feiert. Auch sie kann ihm *unmöglich der Ausgangspunkt für den Sprachunterricht* sein, und so bezeichnet er wieder den Weg für seinen praktischen Zweck in der Mitte zwischen historischem und systematischem Verfahren. Mit welchem pädagogischen Geschick und Takt er ihn beschritten hat, beweist die ungeheure Verbreitung seiner Schulgrammatik, die noch lange nach seinem Tode in immer neuen Bearbeitungen aufgelegt wurde[1]).

Auch die kleineren Schulbücher des alten Heyse erforderten wiederholt neue Ausgaben, die nie ohne sorgfältige Verbesserungen hinausgingen. So hat Carl Heyse den kleinen „Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache“ zuerst 1829 in siebenter, zuletzt 1854 in 17. Auflage herausgegeben und ebenso das „Hülfsbuch für den Unterricht in der deutschen Aussprache“, von seinem Bruder Gustav unterstützt, erneuert (1833). Schwerer aber wog die Arbeit an den beiden Wörterbüchern, deren Ausbau er sich in dem gleichen Sinne wie bei den grammatischen Lehrbüchern mit aller wissenschaft-

---

[1]) Zuletzt im Jahre 1909 in 27. Auflage, bearbeitet von Otto Lyon.

lichen Gewissenhaftigkeit bis an sein Lebensende hat angelegen sein lassen.

Als der alte Heyse im Jahre 1804 zum ersten Male sein „Allgemeines Wörterbuch zur Verdeutschung und Erklärung der in unserer Sprache gebräuchlichen fremden Wörter und Redensarten“ erscheinen ließ, hatte er sich die zweifache Aufgabe gestellt, *den Ungelehrten über die Bedeutung der ihm vorkommenden Fremdwörter zu belehren und jedem Gebildeten, welchem möglichste Reinheit seiner Muttersprache am Herzen liegt, die Vermeidung der sich aufdrängenden Fremdwörter und deren Ersetzung durch reindeutsche Wörter im Sprechen und Schreiben zu erleichtern.* Diesen praktischen Zweck behielt er auch in den folgenden Auflagen unverrückt im Auge, vermehrte unablässig die Zahl der aufgenommenen Wörter und legte auf die sachliche Erklärung den Hauptwert, auch als er von der 4. Auflage an den zweckmäßigeren Titel „Fremdwörterbuch“ genommen hatte. Auch Carl Heyse, der im Jahre 1832 die 6. Auflage herausgab, beschränkte zunächst seine Verbesserungen auf weitere Vermehrung des Wortschatzes, Berichtigung der Rechtschreibung, genauere Bestimmung des Silbentones und -maßes, Hinzufügung des Geschlechtes bei den Hauptwörtern, wo sie noch fehlte, und einzelne genauere Erläuterungen, wo ihm die alten nicht genügten. Allein immer fühlbarer wurde ihm die mangelnde sprachwissenschaftliche Ausführung dieser großen Wörtersammlung, in der nicht einmal die Ursprungssprache der einzelnen Wörter angegeben war, und so machte er sich daran, auch dieses väterliche Werk von Grund aus neu aufzubauen. Zunächst dämmte er den bisher in jeder Auflage massenhaft andringenden Zufluß der aufzunehmenden Wörter ein und führte eine strengere kritische Auswahl durch, bei der er namentlich die wissenschaftlichen Fachausdrücke und dergl. mehr ausschloß. Bei der Erklärung stellte er den sprachlichen Gesichtspunkt voran, suchte vor allem stets die Abstammung des einzelnen Fremdworts außer Frage zu stellen und wußte für die etymologischen Angaben aus dem Gebiete der nicht von ihm selber beherrschten Sprachen in Buschmann, dem Heraus-

geber von Humboldts Werk über die Kawisprache, einen sachkundigen Berater zu gewinnen. Hand in Hand damit führte er die genetische Anordnung der früher oft bunt durcheinander geworfenen einzelnen Bedeutungen eines Wortes nach ihrer geschichtlichen und logischen Entwicklungsfolge durch. Wurde so der wissenschaftliche Wert des Buches wesentlich erhöht, oder eigentlich erst geschaffen, so war doch auch der populären Bestimmung in vollem Maße Rechnung getragen durch die Fülle des wohl gesichteten Stoffes und die Reichhaltigkeit der erklärenden Verdeutschungen, die ohne übertriebenen Purismus der fortschreitenden Reinigung und Bereicherung der Sprache dienen sollten. Zum ersten Male erschien das Fremdwörterbuch in dieser neuen Gestalt im Jahre 1844 (in 9. Auflage) und hat sich seitdem als ein auch für den Gelehrten brauchbares Hilfsmittel bis auf den heutigen Tag behauptet[1]).

Wie neben dem „Ausführlichen Lehrbuch der deutschen Sprache“ die „Schulgrammatik“ und der „Leitfaden“, so ging neben dem großen auch ein „Kleines Fremdwörterbuch“ einher (zuerst 1840, 5. Auflage 1909), das nicht vernachlässigt wurde. Als eine wesentliche Ergänzung aber zu dem Fremdwörterbuch dachte sich Heyse sein „Handwörterbuch der deutschen Sprache“, mit dem er ebenfalls einen Plan seines Vaters, anfänglich in engerem Anschluß an dessen Absichten, dann in freierer Selbständigkeit ausführte. Nur wenige Druckbogen des Manuskriptes waren fertig, als Heyses Vater starb und so ist die ganze Ausarbeitung das alleinige Werk des Sohnes. Die Richtlinien waren von beiden gemeinsam festgestellt worden: als praktisches und populäres Wörterbuch sollte es *den gegenwärtig vorhandenen Wörtervorrat in alphabetischer Anordnung darlegen, die Wörter auf ihre Ursprünge zurückführen,*

---

[1]) Die letzte Auflage, die Heyse selbst besorgen konnte, war die 11. (1853); bei der Arbeit an dieser wurde er von seiner Krankheit überwältigt und mußte die Erledigung der letzten Bogen (von R an) an Mahn übertragen, der später (1859) auch die 12. Ausgabe bearbeitet hat. Später hat Theodor Heyse, zuletzt Otto Lyon (19. Aufl. 1910) die Pflichten des Herausgebers übernommen.

ihre sprachlichen und logischen Verzweigungen und Zusammenhänge nachweisen, und ihre Biegungsformen und Fügungsverhältnisse, sowie alle Bedeutungen in genetischer Folge geordnet aufführen. Dabei wurde von vorne herein auf äußere Vollständigkeit verzichtet, vor allem bei den Zusammensetzungen, nur bei den Stammwörtern wurde sie angestrebt. Das Hauptaugenmerk richtete Heyse auf eine möglichst gründliche, erschöpfende und wohlgeordnete Worterklärung, wobei übrigens etymologischen Hypothesen gegenüber seine besonnene Vorsicht nicht zu verkennen ist. Wesentlich bescheidener also, als er es bei einem wissenschaftlichen Wörterbuch für angemessen gehalten hätte, stellte sich Heyse seine Aufgabe und von den Anforderungen, die Hermann Paul in seinem Akademievortrage[1]) vom Jahre 1894 entwickelt hat, ist nur ein Teil in Betracht gezogen. Aber eine reiche Kenntnis und ein ungeheurer Fleiß ist in dem ganzen Werk aufgewendet, und besonders die späteren Teile, bei denen immer bessere Hilfsmittel wie vor allem das von Heyse mit warmer Bewunderung begrüßte Schmellersche Wörterbuch benutzt werden konnten, sind auch wissenschaftlich nicht unergiebig. Immerhin, so groß auch die Arbeitsleistung war, die hier im Laufe von zwanzig Jahren zu stande kam — erst Ende 1849 ist der Schluß des Ganzen erschienen —, so entging sie doch nicht dem Schicksal, das Heyse vorausgesehen hatte: *Der Ruf, der praktisch-populäre Arbeiten dieser Art begleitet, ist gewöhnlich sehr zweideutiger Natur. Was dem Gelehrten von Fach oberflächlich scheint, weil es ihm nicht neu ist, . . . das findet der Laie meist schon allzu gelehrt und beschuldigt den Verfasser des Pedantismus. Das Geschäft des Vermittlers ist hier, wie überall, ein undankbares. Selten gelingt es ihm, reine Anerkennung zu finden; er verdirbt es in der Regel mit beiden Parteien und sein einziger Lohn ist das Bewußtsein, das Gute gewollt und nach Kräften gefördert zu haben.* In die Geschichte der deutschen Lexikographie hat das Werk nicht

[1]) Über die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie. Sitzungsberichte der philos.-philol. u. d. hist. Klasse der K. B. Akademie d. Wiss. zu München, Jahrg. 1894, S. 53—91.

eingegriffen[1]), wenn es auch seinen populären Zweck längere Zeit hindurch mit Ehren erfüllt hat.

Es war ein bewußter und schwerer Verzicht für Heyse, wenn er, der Pietät und dem Drange der Lebenserfordernisse folgend, so viel Zeit und Kräfte auf Schulbücher und populäre Werke verwendete. Mochte er sie auch in seinem peinlichen Verantwortungsgefühl mit aller Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt ausführen, seine Neigung gehörte durchaus der gelehrten Forschung und dem wissenschaftlichen Lehramt an. Wie viel fruchtbarer und bedeutsamer hätte sein literarisches Schaffen, das fast ganz in den genannten Werken beschlossen liegt, werden müssen, wenn es in lebendiger Wechselwirkung mit seiner akademischen Tätigkeit gestanden wäre! Hier aber klafft ein gewaltiger Riß, der sich durch Heyses ganzes Leben hinzieht. Kein einziges Mal hat er ein Kolleg über deutsche Sprache oder Literatur gelesen, keine einzige Publikation, außer der Dissertation, gibt Kunde von der Arbeit auf dem Gebiete der klassischen Philologie, die er in seinen Vorlesungen vortrug. Seine Kollegien waren dabei keineswegs etwa farblos und unpersönlich, er hatte sich vielmehr seine eigentümliche Weise ausgebildet, indem er nicht sowohl auf die grammatische Interpretation der einzelnen Schriftsteller, als auf die literarhistorischen und ästhetischen Einleitungen und Exkurse den Nachdruck legte. Er las über den Philoktet des Sophokles nebst Einleitung über Wesen und Geschichte der griechischen Tragödie (dreimal), über Platons Kratylos nebst Einleitung über die philosophische Sprachlehre, besonders im Altertum (achtmal), über Herodot mit Einleitung über Ursprung und Fortgang der Geschichtschreibung bei den Griechen (dreimal). Mit seinem Catull-Kolleg verband er eine Übersicht der lyrischen Poesie der Römer überhaupt (zehnmal), mit des Plautus Trinummus und der Andria des Terenz eine Einführung in Geschichte und Wesen der römischen Komödie (sechsmal), mit Juvenal eine Cha-

---

[1]) Lexer in seiner Würzburger Rektoratsrede „Zur Geschichte der neuhochdeutschen Lexikographie“ (1890) erwähnt Heyse nicht.

rakteristik der römischen Satire (einmal W.-S. 1830/31). Er las außerdem vor besonders zahlreicher Zuhörerschaft über Horazens Ars poetica mit ästhetischen und antiquarischen Exkursen (achtmal). Überhaupt war der Erfolg seiner Vorlesungen bedeutend, seine Kollegien waren zum Teil doppelt und dreifach so stark besucht wie die von einzelnen Ordinarien seines Faches, der Lehrtakt, die Gründlichkeit und Klarheit, die seine Lehrbücher auszeichnet, bewährte sich auch im mündlichen Vortrag in vollem Maße. Heyse lehnte daher auch die Aufforderung des Ministers, die Themata, die bereits besetzt seien, lieber zu vermeiden, entschieden ab; er wollte nicht auch diese Einschränkung zu allen anderen, die ihm die Umstände auferlegten, noch hinzunehmen. Denn an seiner Lehrtätigkeit hing er mit wahrer Liebe, und noch wenige Monate vor seinem Tode (am 9. Mai 1855) schrieb er aus seiner Krankenstube an seinen Sohn: *Immer klarer sehe ich übrigens ein, daß mein eigentlicher Beruf das Lehren war; seit ich nicht mehr lehren kann, ist mir meine wahre geistige Lebensluft entzogen. Zum gelehrten Forscher und Schriftsteller ohne Rücksicht auf diesen Zweck bin ich nicht gemacht. Selbst die Wissenschaft, die mir am meisten am Herzen liegt, hat ihren Reiz für mich verloren, seit ich das Erforschen und die daraus entwickelten Ideen nicht mehr in lebendigem Vortrag darstellen kann.*

So ist auch in der Tat das wissenschaftliche Lebenswerk, das den Ertrag seiner selbständigen Forschung zusammenfaßt, ganz aus seiner Lehrtätigkeit erwachsen und in immer neu durchgearbeiteten Vorlesungen der Reife entgegengeführt worden, die vollständig zu erreichen ihm nicht mehr vergönnt war.

Schon bei seiner Habilitation hatte Heyse als sein Hauptziel die Sprachphilosophie bezeichnet. Im Sommer 1829 las er dann zum ersten Male ein zweistündiges Kolleg über die Anfangsgründe der Sprachphilosophie oder über Geschichte, Zweck und Methode der philosophischen Sprachlehre. In den Wintersemestern 1834/35 und 1835/36 wiederholte er dies Kolleg und entwickelte in einer Eingabe an das Ministerium vom 4. Juni

1835 seinen Plan, zunächst die philosophische Sprachlehre zu einer selbständigen und umfassenden Wissenschaft auszubilden, gestützt auf die wichtigen Ergebnisse der neueren geschichtlichen Sprachforschung und durchdrungen und gestaltet durch den Geist der Philosophie, sodann aber in gleichem Sinne auch die Rhetorik, Poetik und allgemeine Rhythmik auszugestalten. Obwohl diese Probleme sehr zeitgemäß erscheinen mußten — in derselben Zeit arbeitete Humboldt an seiner Untersuchung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues — und obwohl sie an der Universität von niemand sonst behandelt wurden, fand Heyse keine Unterstützung beim Ministerium und sah sich mit seinen Bestrebungen ganz auf sich selbst gestellt. Er führte aber seinen Plan weiter und gestaltete im Winter 1836/37 zum ersten Male das bisher zweistündige zu einem vierstündigen Kolleg aus. In dieser Form, aber es immer neu durcharbeitend, wiederholte er es in den Wintersemestern 1837/38, 1839/40 und 1841/42, wozu er noch zweimal (W.-S. 1837/38 und S.-S. 1839) ein knappes Publikum über die Geschichte der grammatischen Studien fügte. Im Wintersemester 1843/44 reichten vier Stunden nicht mehr aus, und fünf traten an ihre Stelle. In dieser Erweiterung behandelte Heyse in den Wintern 1845/46 und 1846/47 den Stoff; dann aber zerlegte er ihn in einen allgemeinen und einen besonderen Teil, deren jeder ein vierstündiges Kolleg für sich allein erforderte. Vom Winter 1847/48 bis 1854 hat Heyse dann in jedem Semester, wenn nicht die zunehmende Kränklichkeit ihn hinderte, abwechselnd diese Kollegien gelesen. Es handelte sich jetzt für ihn im wesentlichen nur mehr darum, die Ergebnisse anderer, insbesondere der historischen und vergleichenden Sprachforschung mit den eigenen Grundanschauungen in Einklang zu bringen, ohne an seinem begrifflich ausgearbeiteten System noch Änderungen zu versuchen. Aber indem er mit aller Energie den ganzen Umfang der Sprachwissenschaft so nach seiner Eigentümlichkeit umzuprägen suchte, empfand er immer schmerzlicher das Sinken seiner Kräfte und immer vertrauter machte er sich mit dem Gedanken, daß er das gelobte Land

der Erfüllung nur erblicken, aber nicht mehr betreten werde. In dieser Sorge schrieb er am 7. Juli 1849 an seinen Sohn: *Ich zweifle, daß ich noch damit zu Stande kommen werde, meine Sprachwissenschaft in allen Teilen so vollständig und gleichmäßig durchzuführen und zu einem vollkommenen Ganzen zu gestalten, daß ich mich entschließen könnte, sie als Buch zu veröffentlichen, so sehr ich auch von vielen Seiten dazu aufgefordert bin. Sollte ich dies Ziel nicht erreichen, so ehre Du mein Andenken dadurch, daß Du dies Lebenswerk aus meinen Papieren mit Zuziehung Deines nachgeschriebenen Heftes als „Vorlesungen über Sprachwissenschaft“ herausgibst. Dr. Steinthal wird Dich dabei gewiß gern mit Rat und Tat unterstützen, und sollte er geneigt sein, eigene Zusätze und Anmerkungen dazu zu liefern, so nimm Alles dankbar auf, was er Dir gibt. Gott weiß, daß es mir auch hierbei mehr um die Sache als um meine Person zu tun ist. Ich glaube aber der Wissenschaft durch die Veröffentlichung dieser Errungenschaft langjähriger Studien einen Dienst zu leisten, und wer möchte nicht gern auch über das Grab hinaus noch wirken und lebendig eingreifen in die weitere Entwicklung der Ideen, deren Dienst er sich gewidmet hat.*

Die trübe Ahnung des Kranken sollte sich verwirklichen: als er am 25. November 1855 durch den Tod von seinem langen Leiden erlöst wurde, war sein Werk noch nicht druckreif, und so übernahm Steinthal die Aufgabe der Veröffentlichung mit voller Hingabe und Hintansetzung eigener Arbeiten *in der festen Überzeugung, daß in Heyses Werk ein System von objektiver Bedeutung vorgetragen werde, welches seine notwendige Stellung in der Gesamtentwickelung der Sprachwissenschaft einnimmt.* Editionstechnisch war Steinthal dieser Aufgabe nicht ganz gewachsen, wie ja auch bei seiner Ausgabe von W. von Humboldts sprachphilosophischen Werken (Berlin 1884) eine seltsame Unbehilflichkeit in der Benutzung des philologischen Handwerkszeuges augenscheinlich ist; hiervon gibt eine Nachvergleichung von Heyses Handschrift mit Steinthals Druck klare Einsicht. Aber als sprachphilosophischer Fachmann war Steinthal der berufene Herausgeber von Heyses System, und wenn

er in seiner selbstgefälligen Art meint, Heyse habe *in der Sprachwissenschaft von Niemandem etwas Wesentliches gelernt, nicht einmal von Humboldt, bloß von mir* (Brief vom 3. Januar 1856 an Paul Heyse), so wird man ihm dies glauben müssen. Denn Heyse verschmähte es, als geborener Lehrer, durchaus nicht auch von Jüngeren zu lernen; das neidlose Verhältnis von Lehrer und Schüler tritt in den unten veröffentlichten Briefstellen schlicht und offen zutage. Sie zeigen auch, daß keiner seiner Schüler Heyse so nahe stand wie Steinthal. Der wackere, aber ziemlich nüchterne Julius Deuschle, der im Jahre 1852 Heyse dankbar seine Dissertation über „Die platonische Sprachphilosophie“ widmete, war durchaus kein so beweglicher Geist wie Steinthal und hat mit seinen weiteren Studien über Plato wissenschaftlich andere Wege eingeschlagen. Moritz Lazarus, der auch bei Heyse in die Schule ging und häuslich verkehrte, ist, den vorhandenen Briefen nach zu schließen, in seiner gewandten Geschäftigkeit wohl kaum je den tieferen Ideengängen des kränklichen Forschers mit mehr als äußerem Anteil gefolgt; dafür spricht auch die Art, wie er in seinen Jugenderinnerungen (hgg. von Nahida Lazarus, Frankfurt a. M. 1913, S. 117), seines Lehrers gedenkt. Ganz anders Steinthal, der bei allem jugendlichen Selbstgefühl und allen Schroffheiten doch mit wahrem Verständnis an Heyse hing, und auf den dieser seine größten Hoffnungen setzte. *Du weißt, was für ein wunderlicher Kauz und was für ein edler Charakter, was für ein reiner, gediegener Mensch er zugleich ist,* schreibt Heyse über ihn am 2. Januar 1855 an seinen Sohn und in demselben Briefe: *Er ist doch in der Tat die einzige in meinen späteren Jahren gemachte Bekanntschaft, die mir ins Herz gewachsen ist. Ich betrachte ihn wie einen Adoptivsohn und bin ebenso stolz und ebensowenig eifersüchtig auf seine Leistungen wie auf die eines Sohnes.* Wie tief Steinthal diese neidlose Schätzung und warme Zuneigung empfand und würdigte, wie lebendig der Zauber der lauteren selbstlosen Persönlichkeit Heyses in ihm fortwirkte, davon hat er noch fünfzehn Jahre später in schöner Weise Zeugnis abgelegt in der Wid-

mung an seinen Schwager Moritz Lazarus, die er seinem „Abriß der Sprachwissenschaft“ (Berlin 1871, S. VIII f.) vorangestellt hat: *Während der Arbeit an diesem Buche glaubte ich mich . . . unter den Augen meiner Freunde. Wie oft mußte mir da das milde, heitere Antlitz des alten Heyse entgegen lächeln, dessen Werk ich mit dem begonnenen Unternehmen zu ersetzen hoffe, und dessen letzte wissenschaftliche Beschäftigung doch wohl meinem Manuscripte zu dem Buche „Grammatik, Logik und Psychologie“ gehörte, das hier erneuert und erweitert vorliegt. Wie hätte er sich mit den Fortschritten der Sprachwissenschaft in den beiden letzten Jahrzehnten gefreut! Wie hätte es ihn gefreut zu sehen, daß jetzt schon strenge Historiker Hand an die Systematik legen . . . Der alte Heyse verstand es so gut, aus den wirren Rufen des Streites die Harmonie herauszuhören; er faßte die Eigentöne der Kämpfenden mit der Grundstimme der Sache zusammen, und dann gab es einen guten Klang.*

Auch gänzlich verschiedenartige Persönlichkeiten wurden von der harmonischen Abgeklärtheit des feinen gütigen Menschen in der gleichen Weise gefesselt und eingenommen. Ein revolutionärer Strudelkopf wie Bernhard Endrulat schreibt an seinen hilfreichen Freund Paul Heyse am 24. August 1851: *Dein Vater ist mir mit seiner toleranten Milde und milden Klarheit die einzige Erscheinung geworden, die ich von meinen ehemaligen Lehrern und Bekannten in mein späteres Leben mitgenommen habe und mit rechter Dankbarkeit und Verehrung umfasse. Du bist doch überall der Glückliche.* Und ein anderer Freund Paul Heyses, der gereifte kritische Jakob Bernays, gibt dem Eindruck, den er bei einem Besuche in Berlin erhalten, mit den Worten Ausdruck: *Deinem Vater und Deiner Mutter wiederholten Dank für ihre herzeneroberndе Herzlichkeit. Wenn es nicht so sehr sich von der gewöhnlichen Denk- und Sprechweise entfernte, möchte ich noch außerdem ihnen dafür Dank sagen, daß sie so „gescheut“ sind, obgleich sie dafür ja nichts können. Ich habe meine eigenen Grillen über das Danksagen und das „Dafürkönnen“, welche hier zu entwickeln ich zu reisemüde bin.*

So erscheint Carl Heyse der dankbaren jüngeren Generation zwar nicht als eine glänzende Führernatur mit der Kraft, sich gegen feindlichen Widerstand kämpfend durchzusetzen, aber als eine in Leiden erprobte, aufrechte, kluge, milde und abgeklärte Persönlichkeit, der weder Krankheit noch Fronarbeit, weder Mißerfolge noch Zurücksetzung den Gleichmut der reinen Seele zu erschüttern vermochten. Ohne Vorwürfe gegen andere, nur mit wehmütiger, etwas bitterer Entsagung gibt er sich selber in einem merkwürdigen, wahrhaft ergreifenden Briefe an seinen Sohn Rechenschaft über den unbefriedigenden Verlauf seines Lebens und Wirkens, und es ist bezeichnend für ihn, daß er nicht nur in den ungünstigen Fügungen seines äußeren Lebensganges, als vielmehr auch in sich selbst die Ursache des mangelnden Erfolges sucht. Er schreibt am 6. Juli 1849: *Ich weiß leider aus Erfahrung, daß eine durch den Drang der Umstände verkümmerte Jugend nie wieder eingebracht werden kann, und werde um so mehr Alles aufbieten, was ich vermag, um Dir den sorglosen Genuß Deiner Jugend und das freie Spiel Deiner Kräfte unverkümmert zu erhalten. Mir ist es seit meiner frühesten Jugend nie so gut geworden, ganz mir selbst leben zu können; ich mußte meine besten Kräfte zusetzen in harter Arbeit für Andere und habe, indem ich fremden Zwecken diente, am Ende mich selbst verloren. So ist es denn auch gekommen, daß ich in meinem äußeren Lebensgange auf halbem Wege stehen geblieben bin und das höchste Ziel meines Strebens nicht erreicht habe. Dies hat jedoch wohl noch tiefere Gründe, die in der eigenthümlichen Natur und Richtung meines Geistes liegen. Es giebt Menschen, die ihrer Geistesart nach in ein bestimmtes, fertiges Fach passen oder die selbstverleugnende Ausdauer haben, sich um äußerer Vortheile willen einem solchen völlig zu accomodieren. Diese finden leicht eine völlig befriedigende Lebensstellung. Ein solcher brauchbarer Fachmensch bin ich nun aber nicht. Zum Philologen vom alten Schlage bin ich zu sehr Philosoph; mir genügt nicht das bloße Wissen des Thatsächlichen, die als todter Stoff aufgespeicherte Gelehrsamkeit; ich habe den unüberwindlichen Trieb zum Begreifen des historisch Gegebenen und glaube nur*

das zu besitzen, was ich als einen Theil meines eigenen geistigen Wesens erkannt habe. Zum Philosophen aber bin ich zu sehr Philolog, zu beschränkt in dem Umfang meines Wissens, zu ausschließlich auf das Sprachliche gerichtet und auf die Erzeugnisse des Menschengeistes, deren Organ die Sprache ist. So bin ich denn keinem Sattel vollkommen gerecht. Mein wahrer Beruf wäre die philosophische Behandlung der Philologie oder wenigstens der Zweige dieses Wissenschaften-Complexes gewesen, die es mit der Sprache und Litteratur zu thun haben. Dahin ging auch mein Streben seit dem Antritt meiner Universitäts-Laufbahn, und ich war auf dem besten Wege, dies Ziel zu erreichen. Da drängte mich die Macht der Verhältnisse und die Pflicht der Pietät von meinem eigensten Wege ab auf andere Bahnen; ich mußte meine Kräfte erschöpfen in weitläufigen mühsamen Arbeiten, die nicht meine freie Wahl waren; ich mußte wieder fremden Zwecken dienen und meine eigenen zu einer Nebensache machen, der ich nur sparsam erübrigte Mußestunden widmen konnte. — So könnte ich mein jetzt stark auf die Neige gehendes Leben wohl ein verfehltes nennen. Aber ich klage nicht; es erhebt mich das Gefühl, meine Pflicht gethan zu haben; und wenn ich in meiner äußeren Lebensstellung nicht das Gewünschte vollkommen erreicht habe, so habe ich dafür das stolze Selbstgefühl, mir selbst und mir allein zu verdanken, was ich bin und was ich habe; denn ich habe nie um Gunst gebuhlt oder irgend eine Protection gesucht; ich habe mir meinen Werth und meine Ehre selbst gegeben, und das gilt mir mehr als Titel und Orden.

In dieser Behauptung der eigenen Persönlichkeit hat Heyse Trost und Ersatz gefunden für die ihm versagte freie und erfolgreiche Entfaltung seiner geistigen Kräfte. Aber auch abgesehen von solchem „höchsten Glück der Erdenkinder“ bleibt doch von seinem mannhaft durchgekämpften Leben, so viel Ungunst auch darin gewaltet hat, ein achtungswerter positiver Ertrag, der dem Gedächtnis des Gelehrten und des Menschen Dauer sichert. Steinthal suchte ihn in die Worte zu fassen, die er in einem Briefe an Paul Heyse vom 16. Februar 1856 als Grabschrift Heyses vorschlug: *Von ihm lernte der Weisheit*

Jünger und der Knabe des Dorfes || der Muttersprache tiefe Innigkeit, klassischer Rede schöne Plastik und der menschlichen Sprache verhülltes Wesen. || Doch mehr noch als der Ruhm war und ward ihm || die Achtung der Wenigen und die Liebe der Seinen.

E. P.

II.

Das Wesentliche bei einem System im Gegensatz zur Behandlung einzelner Fragen ist die Gliederung und Ausbeutung des Stoffes. In Steinthals Ausgabe von Heyses System der Sprachwissenschaft ist der Stoff auf etwa 500 Seiten unter folgenden Gesichtspunkten behandelt.

Erster Teil.

I. Die Sprache in der Sphäre der Allgemeinheit (die Sprachidee).
   1. Begriff, Wesen, Notwendigkeit, Ursprung der Sprache.
   2. Realisierung der Sprachidee in prähistorischer Zeit (Laut und Bedeutung).

II. Die Sprache in der Sphäre der Besonderheit (Sprache und Volk).
   1. Ethnographisch-genealogisches Sprachensystem (Entwicklung der Einzelsprachen in historischer Zeit).
   2. Begriffliches Sprachensystem (Höchste Aufgaben der philosophischen Sprachwissenschaft).

III. Die Sprache als Organ des individuellen Geistes (Sprache und Individuum. Stilistik).

Zweiter Teil.

I. Die physiologische Seite der Sprache (Lautlehre).

II. Die intellektuelle Seite der Sprache (Wortlehre. Satzlehre).

Der Versuch, diese Gliederung des Stoffes in authentischer Weise wiederzugeben, führt uns schon mitten in die rein philologischen und literarhistorischen Aufgaben hinein, die sich aus der Entstehungsgeschichte von Heyses Buch ergeben. Die Einteilung in Paragraphen rührt vom Herausgeber her, und natürlich auch die Überschriften dazu. Die Überschriften der Teile und Kapitel finden sich in der Handschrift nicht über diesen,

sondern sind einem handschriftlich vorhandenen, aber nicht abgedruckten, ursprünglich entworfenen, aber nicht endgültig durchgeführten Plane des Verfassers entlehnt (Vorrede XI. VI ff.). Sie sind schon von Steinthal im Druck ergänzt und leise modifiziert, sie sind auch von mir dem endgültigen Texte und dem Bedürfnis, sie in einer nicht mehr philosophisch denkenden Zeit richtig zu verstehen, angepaßt worden.

Die philologischen und literarhistorischen Aufgaben aber an Heyses Buch, auf die wir so von einem Punkt aus gestoßen sind, lassen sich im ganzen etwa, wie folgt, formulieren: Das von Steinthal 1856 nach dem Tode Heyses herausgegebene System geht in seinen Anfängen mindestens bis auf den Sommer 1829 zurück. Es läßt sich in seinen einzelnen Entwicklungsstufen nach den noch erhaltenen Schichten ursprünglicher Vorlesungsmanuskripte deutlich erkennen. Während dieser Entstehungsperiode von 1829—1855 ist 1836 Humboldts epochemachende „Einleitung“ erschienen, die in grundlegenden Gedanken mit Heyses Werk übereinstimmt. Auch Humboldts Buch ist posthum (von seinem Bruder Alexander und dem Sprachforscher E. Buschmann) herausgegeben, in langjähriger Arbeit vorbereitet und vom Verfasser selbst nicht abgeschlossen worden; auch an diesem Werke können wir nach dem Zustande der handschriftlichen Überlieferung, besonders jetzt an der Hand von Leitzmanns kritischer Ausgabe, eine Reihe von Vor- und Entwicklungsstufen klar übersehen.

Heyse war, wie oben erzählt wurde, Erzieher bei W. von Humboldts Sohn Hermann; er stand auch zu Humboldts Herausgeber und sprachwissenschaftlichem Helfer Buschmann in persönlichen Beziehungen. Darf eine mittel- oder unmittelbare persönliche Wechselwirkung zwischen Heyse und Humboldt auch in wissenschaftlicher Beziehung daraufhin angenommen werden? Entscheidende äußere Zeugnisse fehlen, wir müssen die Frage und andere, die sich an sie knüpfen, von innen heraus lösen, aber mit exakteren Beweismitteln als es Steinthal getan hat. Er sagt von Heyse: *was er mit W. von Humboldt gemein hat, hat er nicht von ihm gelernt. Seine Gedanken über Wesen, Ursprung,*

Entwicklung der Sprache waren theilweise schon vor dem Erscheinen von Humboldts großem Werke klarer und fester formulirt, als dies in letzterem geschehen ist (Vorrede X)[1]). In jedem Fall

---

[1]) In einem Briefe aus Paris vom 10. Januar 1855, der uns in letzter Stunde zugänglich wird, spricht sich Steinthal über dieses Verhältnis noch eingehender aus. Da der Brief auch sonst ein helles Licht auf die Kämpfe und Hoffnungen jener ganzen Generation von Sprachforschern wirft, mag er im Auszug folgen; daß sich die Polemik jener Zeit in Steinthals vordringlichem Selbstbewußtsein merkwürdig spiegelt, muß man dem nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Schreiben zu Gute halten. Steinthal antwortet seinem schwer leidenden Lehrer auf einen resignierten Brief, den er soeben erhalten hat:

. . . *Sie müssen länger leben . . . Ich verliere in Ihnen meinen einzigen Lehrer; und ich habe keine große Lust für dieses Grimmsche und Beckersche Volk zu schreiben. Das leidige Vergnügen, durch bitteren Spott und heftigen Ernst die Wuth und den Schrecken dieser Menschen zu erregen, kann mir doch nicht die Genugthuung aufwiegen, mich von Ihnen gelesen, verstanden, gewürdigt zu wissen. Und ich muß Ihre große philosophische Sprachwissenschaft haben. Dieser edelste Stoff, an dem sich meine Kritik noch zu guter Letzt zu bewähren hat, darf mir nicht entgehen. Sie haben mein Buch* [Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältnis zu einander, Berlin 1855] *noch nicht ganz gelesen und urtheilen über das ganze nach dem Eindrucke, den Sie von der ersten Hälfte haben. Sie werden aber, gegen das Ende vorrückend, auf jeder folgenden Seite immer mehr sehen, daß mir fehlt, was ich nur durch die Kritik Ihres Werkes gewinnen kann. Sie werden also sehen, daß Sie mir nicht entbehrlich sind und das muß Ihnen die Pflicht auferlegen noch zu arbeiten, was Sie können. Sie haben zunächst noch die Aufgabe, ohne Rücksicht auf mich, Sich selbst auszuschöpfen. Was Sie bis heute verarbeitet, verschmolzen haben, was Sie in Sich haben und sind, das haben Sie darzustellen. Ihr Schicksal war nicht erfreulich: Arbeit ohne Genuß und Befriedigung. Ihre Stellung rücksichtlich Humboldts war freilich eine ganz natürliche. Er hätte können Ihr Vater sein, er gehörte dem Zeitalter an, das Ihnen voranging; Sie konnten ihm nicht gut zuvorkommen. Aber zehn Jahre nach seinem Tode hätten Sie auftreten müssen. Die Verhältnisse waren aber nicht einladend. Es ist aber noch nichts verloren, wiewohl etwas verspätet. Was Sie auch jetzt veröffentlichen werden, wird zeigen, daß Sie nicht auf Humboldt hätten zu warten brauchen, und wird Ihnen den Platz in der Geschichte unserer Wissenschaft sichern. Dieser Platz, wenn ich leben bleibe, ist Ihnen gesichert trotz Grimms und Beckers; denn ich werde der Geschichts-*

können wir das unsichere und vorläufige „theilweise“, womit Steinthal seine Ansicht wieder einschränkt, auf Grund des jetzt vorliegenden philologischen Materiales und rein philologischer Methoden, wie sie dem Philosophen Steinthal nicht lagen, heute durch bestimmtere Ausdrücke ersetzen und damit einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der Sprachwissenschaft liefern. Der Sinn für die Geschichte unserer Wissenschaft ist ja freilich heutzutage nicht sehr stark entwickelt. Sie gleicht darin den Naturwissenschaften oder allen jenen Wissenschaften, die „eben wieder auf einem höchsten Gipfel stehen“, wie Gottfried Keller im Sinngedicht spottet. Zur wirklichen Fülle der laufenden Probleme und der geringen Zahl der gelernten Arbeiter kommt eine naive Überschätzung der Wichtigkeit der jeweilig im Vordergrund stehenden Fragen. Wer im Staub des flüchtigen Arbeitstages steht, pflegt für retrospektive Betrachtungen keinen Sinn zu haben. Das wird, hoffe ich, nicht immer so bleiben, und vielleicht dürfen ein paar Beispiele, die zeigen sollen, wie eine philologisch-historische Betrachtungsweise jener Verhältnisse sich für die Geschichte der Sprachwissenschaft verwerten läßt, auch heute schon auf Teilnahme rechnen.

Eine der fruchtbarsten Ideen Wilhelms von Humboldt ist der Satz: die Sprache sei kein *ἔργον*, sondern eine *ἐνέργεια*; er ist in dieser scharfen und glücklichen Fassung Gemeingut unter den Sprachforschern geworden. *Die Sprache*, heißt es in

---

schreiber unserer Wissenschaft sein. Ich kann nach Humboldt Niemanden setzen außer Ihnen; und ich kann Sie nur als seinen Nachfolger höher stellen als ihn, da es ja nun doch klar ist, daß Humboldt in der allgemeinen Speculation nicht zu genügender Bestimmtheit gelangt, und sobald er über Sie hinausgeht, wenn er nicht auf das Gebiet der einzelnen Sprachen kommt, in die alte logische Grammatik zurücksinkt, wie er selbst gesteht, daß er nichts besseres weiß als der alte Bernhardi. Wenn folgende Geschlechter mich über Sie stellen wollen, so wäre das erstlich der Chronologie gemäß und zweitens hätte ich mir solchen Ruhm und solches Verdienst erst noch zu erwerben. Auf Ihren Schultern stehend, werde ich von Ihnen gehoben. Wollen Sie mich steigen sehen, so müssen Sie vor mir arbeiten.

der Einleitung (Erstausgabe 41, Werke VII 45—46), *in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, daß man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen.*

Nun berührt sich eine Stelle in Heyses „System" S. 59[1]) zum Teil wörtlich mit diesen Ausführungen: *Die Sprache ist, an sich betrachtet* [als *ἔργον* angesehen, wie wir nach W. von Humboldt sagen würden], *nur ein Vorrath vereinzelter Begriffszeichen und Denkformen, welcher seine Belebung und Verknüpfung zu einer Einheit nur durch den Geist empfängt. Ja sie kann strenggenommen gar nicht als ein außerhalb des Geistes vorhandenes fertiges Erzeugnis angesehen werden, sondern nur als eine fortwährende Erzeugung; sie ist kein Werk, sondern eine Thätigkeit; die Sprache ist nur, insofern und indem sie gesprochen wird oder in Sprachwerken vorliegt.* Und ein paar Zeilen weiter oben hieß es schon: *Getrennt von dem Geiste, der sie erzeugt hat, und im Sprechen immer wieder erzeugt, ist sie ein todter Stoff.* Heyse kommt auf diese Gedanken im Kampfe gegen C. F. Beckers fruchtbare, aber einseitig durchgeführte und zu Tode gehetzte Behauptung, daß die Sprache ein Organismus schlechthin, das Sprechen eine natürliche Verrichtung sei, und daß mit dieser Bestimmung das Wesen der Sprache

[1]) Der Gedanke kehrt in immer neuen Wendungen auch sonst bei Heyse wieder: vgl. außer den noch besonders zu erörternden Stellen auch System 47 und die oben (S. 15) von Petzet aus der Deutschen Grammatik angezogene Bemerkung.

erschöpft werde; dabei wird W. von Humboldt auf S. 58 und 59 zweimal, zuletzt in einer nebensächlichen Frage, zitiert: nur bei der entscheidenden Stelle, wo von der Sprache als Erzeugnis und Erzeugung, Werk und Tätigkeit die Rede ist, wird Humboldts Antithese *ἔργον* und *ἐνέργεια* nicht erwähnt. Diese scharf formulierte Gegenüberstellung Heyses findet sich aber auch nur in dem jüngsten Teile der Handschrift auf Bl. 8, S. 3, das nach einer Notiz auf Bl. 8, S. 1 aus dem Juni 1848 stammt, also zwölf Jahre nach dem Erscheinen von Humboldts Einleitung niedergeschrieben ist. Bei der zum Teil wörtlichen Übereinstimmung ist eine Abhängigkeit Heyses von Humboldt bei der Fassung des Gedankens kaum von der Hand zu weisen. Aber eben nur bei der Fassung des Gedankens: der Gedanke selbst ist älter als W. von Humboldts Einleitung. Der latente, erst durch Humboldts glückliche Prägung für weitere Kreise lebendig werdende Gegensatz von der Sprache als *ἔργον* und als *ἐνέργεια* spielt schon in älteren Teilen der Heyse-Handschrift, die im Winter 1834, also zwei Jahre vor dem Erscheinen von Humboldts Einleitung, niedergeschrieben wurden, eine bedeutsame Rolle; ja er ist schon in einer Kritik Heyses, die aus dem Januar 1829 gedruckt vorliegt, nicht zu verkennen.

Ich lasse die Belege folgen.

In der Handschrift vom Winter 1834 heißt es Bl. 1, S. 4: *Die Sprache ist uns ein Werkzeug, das wir gebrauchen für unsere Zwecke, ein Mittel um dessen eigene Natur wir uns nicht bekümmern, wenn wir nur unsern Zweck damit erreichen: unsere Gedanken zu äußern. Nur ist dieses Werkzeug seiner Natur nach kein todtes, mechanisches, sondern wir erzeugen es in jedem Moment, wo wir es gebrauchen, selbständig aus uns. Wir sind selbst unbewußt und absichtslos schöpferisch.* Neben der Muttersprache, die Heyse System 2. 3 mit tiefen Worten feiert, und die ihm als *eine wahrhaft lebendige, eigenthümlich schaffende und gestaltende Kraft* erscheint, ist ihm eine fremde Sprache schon nach der Handschrift von 1834, Bl. 2, S. 1 (ähnlich System 4. 5) *kein in uns lebendiger Stoff, sondern ein äußerer todter, den wir von außen her kennen lernen und künstlich*

beleben müssen: es werden also fremde Sprache und Muttersprache als totes *ἔργον* und lebendige *ἐνέργεια* sehr gut gekennzeichnet. Die entscheidende Stelle findet sich indes in der alten Handschrift Bl. 3, S. 4; sie ist mit einigen Veränderungen in die endgültige Fassung (System 12. 13) übergegangen und lautete ursprünglich: *Es tritt überhaupt die Wichtigkeit und wesentliche Bedeutung des Werdens der Sprache hervor. Die Sprache ist nicht etwas Gemachtes, keine Erfindung des Verstandes, die nun ein für alle Mal fertig und nur etwa noch hie und da verständig zu verbessern wäre. Sie ist ein Gewordenes, auf natürlichem Weg Entstandenes, nach eignem Lebensprincip Entwickeltes und fort und fort Werdendes. Sie ist ein lebendiger Process, und muß, wenn sie in ihrer wahren Beschaffenheit betrachtet werden soll, als solcher, nicht als fertige, ein für alle Mal erstarrte Form angesehen werden. . . . Sie hat ihre volle Existenz nur in diesem lebendigen Entwicklungsproceß. So führt mithin die geschichtliche Sprachforschung der Erkenntnis des Wesens der Sprache um ein Beträchtliches näher; denn das Werden der Sprache, welches sie zum Gegenstand der Untersuchung macht, ist eine wesentliche Bestimmung derselben, die ihrer wahren Substanz angehört.* Wir können hier die Genesis eines neuen Gedankens schrittweise beobachten: von der ersten Erkenntnis, daß die Sprache nichts künstlich Gemachtes, sondern etwas natürlich Gewordenes ist, erhebt sich Heyse sofort zu der höheren Einsicht, daß sie im Grunde überhaupt nichts Gewordenes, sondern etwas beständig Werdendes sei. Zu der ersten Erkenntnis kam er, wie der Zusammenhang der Stelle innerhalb des Systems zeigt, als er die historische Grammatik der *abstract verständigen* oder wie wir heute sagen würden, der rationalistischen, gegenüberstellte. Schade, daß er sich im weiteren Verlauf so wenig wie die beiden Schlegel, wie Bopp und Grimm, von dem Irrtum losreißen konnte, als sei das Werden, die *organische* Entwicklung der Sprache auf die prähistorische Zeit beschränkt, während in der historischen, nicht mehr schöpferischen Periode ein langsamer, aber unaufhaltsamer Verfall eintrete, und die Sprache immer mehr zum toten *ἔργον* erstarre.

Daß die *ἐνέργεια*, der unaufhörliche Entwicklungsprozeß zum Wesen der Sprache auch in dieser Zeit gehöre, und die Entwicklung nur andere Formen annehme, daß also die Gegenüberstellung der vorhistorischen werdenden und der historischen gewordenen Sprache auf falschen Voraussetzungen beruhe, hatte er theoretisch, aber eben nur theoretisch, viel klarer gesehen als jene Sprachhistoriker, die in den nur halb richtigen Bildern vom Aufblühen und Abwelken der ererbten indogermanischen Flexionsformen befangen in dieser besondern Entwicklung gewisser Kategorien das Wesen der Sprache überhaupt sahen.

Aber die Wurzeln von Heyses richtigen Anschauungen gehen noch weiter zurück, sie lassen sich schon bloßlegen in einer Besprechung von C. F. Beckers Organism der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik, Frankfurt a. M. 1827. In dieser Besprechung (Jahrbücher f. wissenschaftiche Kritik, Januar 1829, Nr. 16—20) wird der Gegensatz von der Sprache als *ἔργον* und *ἐνέργεια* nicht mit diesen Worten, aber seinem Wesen nach klar und unzweideutig formuliert. Sp. 134 sagt Heyse noch: *Die Sprache als bleibendes objectives Produkt der geistigen Thätigkeit betrachtet . . . ist immer ein Werk und Eigentum einer Gesamtheit von Individuen, nicht des Einzelnen . . .* Aber Sp. 136—137 fügt er hinzu: Zu andern Folgerungen kommen wir, *sobald wir die Sprache nicht mehr . . . als ein Fertiges, Gegebenes, sondern als ein Werdendes ansehen . . .* Wie das Kunstwerk *ist auch die Sprache notwendig als ein Werdendes zu betrachten, denn sie ist, insofern sie tätige Intelligenz ist, in beständigem Werden begriffen, und lebt nur, insofern und so lange sie wird.*

Darnach ist also Heyse schon sieben Jahre vor dem Erscheinen von Humboldts Einleitung mit verwandten Gedanken hervorgetreten. Das Problem wird aber dadurch von neuem verwirrt, daß wir heute, wie schon angedeutet wurde, auch Humboldts Entwicklung klarer übersehen können. Dabei stellt sich heraus, was ja nicht überraschen darf, daß auch grundlegende Gedanken seiner Einleitung älter sind, als wir bisher im einzelnen wissen konnten. Leitzmann hat zwei Vorarbeiten

zur Einleitung zum ersten Mal im Wortlaut veröffentlicht: Die *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus* im 5. Bd. der Akademie-Ausgabe S. 364—475 und den ersten Entwurf *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues* in der ersten Hälfte des 6. Bd. S. 111—303. Die erste Abhandlung ist nach Leitzmann in den Jahren 1824—26, die zweite 1827—29 ausgearbeitet worden. Beide enthalten, zum Teil in wörtlicher Übereinstimmung miteinander, schon die Gedankengänge, auf die es uns ankommt. V 369 wird davor gewarnt die Vergleichung des Sprachsystems mit Natursystemen weiter zu führen, als der Gegenstand es erlaubt. Eine Sprache könne nicht wie ein Naturkörper zerlegt werden. Sie muß nach VI 146 immer von der Seite ihres lebendigen Wirkens betrachtet werden, wenn man ihre Natur wahrhaft erforschen und mehrere miteinander vergleichen will. Und dann geht es an beiden Stellen gleichheitlich weiter: eine Sprache *ist auch nicht einmal in der durch sie gegebenen Masse von Wörtern und Regeln ein daliegender Stoff, sondern eine Verrichtung, ein geistiger Proceß, wie das Leben ein körperlicher. Nichts, was sich auf sie bezieht, kann mit anatomischer, sondern nur mit physiologischer Behandlung verglichen werden, nichts in ihr ist statisch, alles dynamisch. Auch todte Sprachen machen hierin keine Ausnahme.* Selbst die Formulierung von ἔργον und ἐνέργεια leuchtet VI 128 schon blitzartig auf: *Wir sahen . . . die Sprachen durch Werke in die Folge der Zeiten eingreifen, hier sehen wir, daß sie dasselbe durch Energieen thun. Ihrer innersten Natur nach selbstzeugende Kräfte pflanzen sie sich, auch als solche, als Vermögen neuer Spracherzeugung fort, verknüpfen auch so die Generationen miteinander, und erscheinen überall als real, lebendig, den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts bestimmend, und in alle Schicksale desselben tief und innig verschlungen.* Also Humboldts und Heyses neue und verwandte Gedanken brechen nebeneinander auf, und es wäre eine reizvolle und, da neue Quellen fließen, wohl auch fruchtbare Aufgabe, diesem Knospen und Keimen weiter nachzugehen[1]).

[1]) Dabei müßten vor allem auch A. F. Bernhardis Anfangsgründe der Sprachwissenschaft, Berlin 1805, und C. F. Beckers Organism der

Doch auch andere Probleme drängen sich vor. Nicht nur bis zu Humboldt und Steinthal reichen die Fäden von Heyses stiller Arbeit: man hat ganz neuerdings wieder unmittelbar an sie angeknüpft. So soll, wenigstens an einem Beispiel, auch von dieser Seite her gezeigt werden, in welcher Weise solche Heyse-Studien fruchtbar werden können.

Es handelt sich um die termini *Lautgeberde* und *Lautmetapher*, die wir Heyse verdanken, und die W. Wundt in seiner Völkerpsychologie I 1, 312—347 mit neuem Leben erfüllt hat.

Zur Prioritätsfrage, falls diese termini bei einem anderen Forscher vor 1856, dem Druckjahr von Heyses System, auftauchen sollten, sei hier nur bemerkt, daß der Ausdruck *Lautgeberde* schon in der älteren Manuskript-Schicht, die nach einer Bleistiftnotiz aus den Jahren 1829—42 stammt, mehrfach (Bl. 10 S. 2, Bl. 13 c 1) zu finden ist, daß ich dagegen dem Ausdruck *Lautmetapher* in jener älteren Handschrift noch nicht begegnet bin.

Heyse unterscheidet System 72—73 drei Arten des Naturlautes:

Empfindungslaute (*au, ha*),
Schallnachahmungen (*bä, krach*),
Lautgeberden (*st, holla*).

Die Laute der beiden ersten Klassen sind nicht mitteilend, nicht an ein vernehmendes Individuum gerichtet. Dieser für die wirkliche Sprache wesentliche Zweck der Mitteilung findet schon statt in den *Lautgeberden*. Darunter versteht Heyse Laute oder Lautvereine, welche *wie die sichtbare Geberde dem andern etwas andeuten sollen ohne es ihm mit Worten zu sagen* (ältere Hdschr. Bl. 10, 2, vgl. System 73). Die Lautgeberde ist *eine Willensäußerung, welcher sich die Sprachorgane darbieten wie die Glieder des Körpers der sichtbaren Geberde dienen* (ältere Hdschr. Bl. 13 c 1). Von der Lautgeberde ist nur noch ein kleiner

---

Sprache, Frankfurt a. M. 1827 herangezogen werden. An Bernhardi hat Humboldt nach seinen eigenen Worten gern angeknüpft, und Beckers Gedankengänge berühren sich trotz aller Verirrungen nicht selten mit Heyses und Humboldts Anschauungen.

Schritt zur wirklichen Vorstellungsfixierung, zum Wort: im System 100 ff. wird dann auf eine eigentümliche Weise versucht, die Formwörter (Aristoteles' *φωναὶ ἄσημοι* wie Partikel, Artikel und Pronomen) aus den *Lautgeberden* zu entwickeln, während die Stoffwörter (Aristoteles' *φωναὶ σημαντικαί* wie Nomen und Verbum) auf *Schallnachahmungen* zurückgehen sollen. Im System 73, aber noch nicht an der entsprechenden Stelle der älteren Handschrift, werden dann die Lautgeberden (in etwas zu enger Fassung) auch *Begehrungslaute* genannt, weil sie *einem Andern etwas andeuten sollen und zwar ein Begehren.* W. Wundt, Völkerpsychologie I 1, 322 meint, die von Heyse als Beispiele für *Lautgeberden* angeführten Interjektionen wie *st, holla* seien *unmittelbare Gefühlslaute, die nur als Begleiter anderer Geberden, also bloß mittelbar, eine Beziehung zu einem äußeren Object gewinnen* könnten und versteht unter *Lautgeberden* in etwas weiterem Sinne als Heyse, aber mit ausdrücklicher Bezugnahme auf ihn *mimische Bewegungen der Articulationsorgane, die zumeist der Kategorie der nachbildenden Geberden angehören, und die sich von andern Geberden nur dadurch unterscheiden, daß sich mit ihnen ein zunächst den begleitenden Affect ausdrückender Stimmlaut verbindet, der durch die mimische Bewegung seine eigenthümliche Articulation und Modulation erhält.* So sei in diesem Falle der Sprachlaut *eine Verbindung von Geberde und Laut, in der dieser durch jene bestimmt* werde.

Heyses drei Klassen von Naturlauten sind noch nicht Worte der Vernunftsprache, aber diese Worte gehen aus jenen Lauten oder Lautvereinen hervor. Bei der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Wort (Lautzeichen) und Vorstellung (Bedeutung) unterscheidet nun Heyse (System 90 ff.) eine dreifache sprachliche Bezeichnung der Vorstellungen

Schallnachahmung,
Lautmetapher,
Begriffsmetapher.

Auf die erste, die Onomatopöie im engeren Sinn, und die dritte, die metaphorische Anwendung des schon vorhandenen Wortes

seiner Bedeutung nach, haben wir hier nicht einzugehen; von der zweiten, der *Lautmetapher*, sagt Heyse, System 93 f.: *Eine große Menge von Gegenständen der Wahrnehmung, welche der Mensch als Vorstellungen fixiert, berühren den Sinn des Gehöres entweder gar nicht, oder doch nicht auf eigenthümlich charakteristische Weise. Hier tritt nun an die Stelle der unmittelbaren sinnlich-nachahmenden Anwendung des Lautes eine metaphorisch-symbolische Anwendung desselben, an die Stelle der Lautnachahmung oder der eigentlichen Onomatopöie die Lautmetapher.* Heyse prägt damit für eine besonders große Klasse von sprachlichen Vorstellungsbezeichnungen einen neuen terminus, der mit Humboldts *symbolischer* Bezeichnungsweise (Werke VII 76 --77) sachlich übereinstimmt, aber vor ihr den Vorzug größerer Unverbrauchtheit und daher den der Eindeutigkeit voraus hat. Daß hier Heyse überhaupt klarer dachte als W. von Humboldt, zeigt sich auch darin, daß er Humboldts dritte Klasse: die *analogische, die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe* (Werke VII 77—78) als unklar und überflüssig ablehnt, und zwar ohne nähere Begründung im System 95, mit einer solchen in der älteren Handschrift Bl. 12 c 2. Die Randbemerkung Heyses lautet: *Dies ist nicht klar. Denn wenn analoge Vorstellungen durch ähnliche Laute dargestellt werden, so ist dies Zusammentreffen nur die natürliche Folge der symbolischen Anwendung des Lautes in beiden Fällen, also keine eigenthümliche Bezeichnungsweise. Daß aber der eine Fall dem andern, ihm ähnlichen, mit besonderer Überlegung accommodiert sein sollte, können wir nicht zugeben, da die bewußte Reflexion bei der ursprünglichen Wortschöpfung gänzlich auszuschließen ist.* So wahrt sich Heyse seine Selbständigkeit auch W. von Humbold gegenüber; auch Wundt hat Humboldts dritte Klasse fallen gelassen und unterscheidet mit Heyse zwei Arten onomatopoetischer Bildungen, die *Schallnachahmungen* auf der einen und die *Lautbilder* oder *Lautsymbole* oder, und zwar wieder mit ausdrücklicher Beziehung auf Heyses Vorgang, die *Lautmetaphern* auf der andern Seite. Wie Wundt selbst Heyses terminus teils

einschränkt, teils psychologisch schärfer faßt und in Verbindung mit Heyses *Lautgeberde* zum Ausgangspunkt neuer und fördernder Gedankenreihen macht, möge man Völkerpsychologie I 1, 322 ff. nachlesen.

Wichtiger indes als die Geschichte solcher Einzelprobleme, aber auf ihr beruhend und ohne sie in der Luft hängend, ist die Würdigung und historische Eingliederung von Heyses System als Ganzem.

Es hat dem Andenken Heyses geschadet, daß er sehr bald in den Schatten eines Größeren trat und daß sein einsames Werk unter der Fülle sprachpsychologischer Schriften, die zum Teil an ihn anknüpften, verschwand. Heyse war nicht so schöpferisch und tief wie W. von Humboldt; er war nicht so viel gewandt und so scharfsinnig wie H. Steinthal; er scheint ein feiner, stiller, klarer und kenntnisreicher Kopf gewesen zu sein, der aber etwas besaß, was namentlich Humboldt durchaus fehlte: er war ein Systematiker[1]), der neue Ideen und ungeheure Stoffe zu zergliedern und zu entwirren verstand.

Die Sprachwissenschaft stand, als ihm zu wirken beschieden war, an einem bedeutsamen Scheidewege. Bopp und J. Grimm hatten durch ihre vergleichende und historische Grammatik neue Pfade gewiesen, die philosophische Sprachbetrachtung alten Stiles mußte ihr Daseinsrecht in heißem Kampfe beweisen, den neuen Wein in alte Schläuche füllen oder neue Schläuche für den neuen Wein schaffen. Heyse war, wie aus den uns vorliegenden Briefen hervorgeht, sich des Konfliktes wohl bewußt: er sah sich als Verfechter einer alten Methode, die in manchen Zweigen abwelkte, in die Stellung eines Verteidigers gedrängt, der sich am besten dadurch behauptet, daß er dem neuen Kämpfer halb anerkennend, halb widerwillig ablernt, was ihm selbst zustatten kommt. Ein tragischer Grundton in jenen Briefen, der nur zum Teil durch äußere Lebensverhältnisse bedingt ist, ein leiser, aber nicht

---

[1]) Humboldt hat freilich gerade diese Seite der Aufgabe mit Bewußtsein und aus sachlichen Gründen, nicht nur für seine Person abgelehnt, vgl. jetzt Werke VI 145.

zum Schweigen zu bringender Zweifel, ob es an der Zeit sei, jetzt, wo eine neue Ernte eingebracht wurde, in älteren Geleisen weiterzuwandeln, bringt uns den Verfasser jener Briefe und seine Freunde und Genossen menschlich näher.

Einen tiefen Blick in solche Stimmungen läßt uns der oben (S. 26) abgedruckte Brief tun, in dem der Vater dem Sohn gegenüber das Fazit seines Lebens zieht. Heyses väterlich-neidloses, aber nicht unkritisches Verhältnis zu dem jungen Steinthal und Heyses Ansicht von der Unabhängigkeit seines linguistischen von Hegels philosophischem System erfährt in einem andern Briefe an den Sohn vom 8. Mai 1849 eine interessante Beleuchtung:

Der kleine Steinthal hat mir wieder eine geistvolle, gediegene Arbeit zur Beurteilung vorgelegt: „Ueber die Classification der Sprachen“, die er zum Behuf seiner Habilitation der Facultät vortragen will. Das ist wirklich ein eminenter Kopf, ein Philosoph malgré-lui. In der kritischen Einleitung erwähnt er, nachdem er den Standpunkt der (Pseudo-)Philosophen, namentlich Bekkers, charakterisiert hat, auch meiner mit folgenden Worten: „Ich kann hier nicht unerwähnt lassen, daß schon der Mann, den ich auf dem Gebiete der Sprachwissenschaften für den wahrhaften Vertreter der Hegelschen Philosophie ansehen muß, Heyse, die Aussöhnung der philosophischen und historischen Grammatik ausgesprochen hat, aber nur erst auf speculativem Boden. Hier werden die Gegensätze wohl ausgesöhnt, sie feinden sich nicht mehr an; aber sie bleiben doch von einander getrennt.“ — So nimmt mir der kleine Mann mit der einen Hand, was er mir mit der andern giebt. Wenn er mich zum Hegel der Sprachwissenschaften macht, so tut er mir zu viel Ehre an. Ich verdanke allerdings meine philosophische Bildung größtenteils Hegel; aber ich habe meine sprachwissenschaftlichen Ideen ganz und rein aus mir hervorgearbeitet, ohne Rücksicht auf das Hegelsche System, das ich als solches nie vollständig meinem Gedächtnis angeeignet habe. Wenn er aber sagt, ich habe jene Aussöhnung der Gegensätze nur ausgesprochen, nicht wirklich vollzogen, so hätte er wenigstens meinem Streben Gerechtigkeit sollen wieder-

fahren lassen, das sich durchaus die wirkliche Verschmelzung derselben zur Aufgabe gemacht hat. Er selbst wird diese Aufgabe sicher in vollkommenerem Grade lösen, da er ein weit größeres Sprachgebiet beherrscht, als mir zu Gebote steht, und mit dem empirischen Wissen den feinsten Tact für die Auffassung der innersten Eigenthümlichkeit einer jeden Sprache besitzt. Ich bin überzeugt, daß er in der Sprachwissenschaft Epoche machen wird und freue mich neidlos des Fortschritts der Wissenschaft, um die es mir am Ende weit mehr zu tun ist, als um mein Ich. Das freudige Bewußtsein aber soll mir Niemand rauben, wenn es auch Niemand anerkennt, daß ich die richtigen Principien und allgemeinen Kategorien für die echt wissenschaftliche Behandlung der Sprache gefunden und im Zusammenhange entwickelt habe.

Diese Prinzipien und Kategorien suchen Heyse und Steinthal theoretisch wenigstens in doppelter Gestalt in der Abstraktion und in der Erfahrung, indem sie, wie es Steinthal einmal[1]) schildert, die Idee unausgesetzt aus der Erfahrung abstrahieren und die Erfahrung an der Idee vergleichend messen. In der Praxis und im Einzelfall haben sie aber auf die Erfahrung herabgeschaut und sich dieses plebeischen Ursprungs ihrer Ideen geschämt. Es fehlt ihnen Grimms Andacht zum Kleinen, ein gewisser Ideenhochmut bricht immer wieder durch. Er verletzt freilich nicht, wenigstens nicht in der witzigen Form, in der er im Briefwechsel der Freunde zum Ausdruck kommt. Heyse und Steinthal haben wie W. von Humboldt höchst ernsthafte empirische Sprachstudien getrieben, und mancher Sprachhistoriker, der ihnen heute von dem kleinen Gärtchen seines empirischen Wissens Steine in den Acker hinüberwirft, könnte auch hier von ihnen lernen. Aber jede Beschäftigung mit den Tatsachen einer Einzelsprache war ihnen nur Mittel zu einem höheren Zweck. Tatsachen sind ihnen immer nur lästige Erdenschranken, aus denen sie sich auf Flügeln des Gedankens in den reinen Äther der Ideen zu erheben

[1]) Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke W. von Humboldts. Berlin 1884, 186.

suchen. Wenn Steinthal in Paris afrikanische Sprachen studiert, hofft er ihnen durch tüchtiges Kochen eine möglichst kräftige philosophische Brühe abzugewinnen, und wenn die empirischen Wellen über seinen Kopf zusammenschlagen, rettet er sich mit einem Sprung auf philosophischen Boden (Brief an C. Heyse vom 26. Sept. 1852). Wenn er über chinesischen Zeichen brütet, fühlt er sich so entgeistigt, als hätte er seit Stunden keinen Sauerstoff geatmet (Brief an P. Heyse vom 25. Januar 1855). Heyse prägt im Hinblick auf Welckers Vortrag das feine und anschauliche Wort: *Die Gelehrsamkeit ist nun einmal wie ein schwer beladenes Schiff, das mit allerlei Waaren befrachtet ist, köstlichen und minder wertvollen, und auch Ballast genug, der für sich nichts wert ist, aber doch das Ganze in ruhigem, gleichmäßigem Gange erhält* (Carl an Paul Heyse, 16. April 1849).

In der Regel klingen freilich Heyses Äußerungen bitterer und resignierter, zumal wenn Krankheit und die Angst vor dem Ende vor Vollendung seiner Lebensarbeit ihm den Sinn verdüstern. Die fatale, trockene, mühsame, verwünschte Arbeit an den neuen Auflagen des Fremdwörterbuches seines Vaters bringt ihn zur Verzweiflung (Carl an Paul Heyse, 16. Oktober 1852, 9. April 1853). Bei der Korrektur des Manuskripts von Steinthals Grammatik, Logik und Psychologie klagt er, zu solcher handlangerischer Flickarbeit sei er jetzt gerade noch gut genug (Carl an Paul Heyse, 18. November 1854). Wenn Steinthal in der Vorrede zu diesem Buch eine Lanze für Heyse gegen Grimm bricht, so mildert Heyse zwar bei der Korrektur den kaum druckfähigen Ausfall, aber der Hochmut der historischen Schule scheint auch ihm in der Tat immer unerträglicher zu werden, und Lachmanns und Müllenhoffs Nibelungen-Grobheit bekommt ihr Teil ab (Carl an Paul Heyse, 31. März 1855).

Von seinem *System der Sprachlaute*[1]), wo er aus den Höhen der reinen Idee in die Niederungen der Lautlehre herabgestiegen ist, meint er: *Das wird hoffentlich den sog. gründlichen Sprachforschern behagen, die sich nie über den Buchstaben zur*

[1]) Höfers Zeitschrift f. d. Wiss. d. Sprache 4, 1853, S. 3—74.

Idee erheben. Doch wer weiß? vielleicht auch nicht. Es ist doch immer ein System; das paßt nicht in ihren Kram . . . (Carl an Paul Heyse, 11. Febr. 1853). *Mein Lautsystem*, schreibt er dem Sohn (am 12. April 1853), *ist das Porto nicht wert und mag Dich immerhin hier erwarten, da es hoffentlich bei Deiner Rückkehr noch nicht veraltet sein wird. Du kannst dort etwas Besseres thun als Dich mit dem ABC herumquälen.* Was ihn freilich nicht hindert, dem Sohn seine Freude über Potts anerkennende Beurteilung desselben Lautsystems im gleichen Briefe mitzuteilen.

Die merkwürdigste Blüte treibt das Schwelgen in den reinen körperlosen Ideen auf S. 115 des Systems. Die Konsonanten gelten Heyse als Träger der Wurzelbedeutung. Natürlich geht diese Anschauung zurück auf den Trikonsonantismus der semitischen Wurzel, also auf eine Erfahrungstatsache. Heyse will sie aprioristisch mit der ideelleren Natur der konsonantischen Laute begründen. *Die Vocale haben ihrer Natur nach einen dauernden Laut; der Laut der Consonanten hingegen, namentlich der explosive der sogen. stummen Consonanten (Mutae), kann nicht dauern, sondern ist augenblicklich verschwindend, hat also ein Minimum des Sinnlichen an sich. Die contradictio in adjecto, die in der Benennung stumme Laute liegt, ist höchst bedeutsam.* Seine Abneigung gegen die Materie und seine Begeisterung für die körperlose immaterielle Idee führt ihn also dazu, einen wenig glücklichen terminus der Alten (mutae consonantes) und eine mechanische deutsche Übersetzung dieses terminus, der die contradictio in adjecto desselben zufällig noch deutlicher (stumm—laut) zum Ausdruck bringt, als *höchstbedeutsam* anzusehen und die ton- und stimmlosesten Laute wegen dieses Minimums an Sinnlichem als die zum Ausdruck der geistigen Seite der Sprache als geeignetsten zu betrachten: ihre geringe Körperlichkeit macht sie der körperlosen Idee sozusagen adäquat.

Solche Einzelentgleisungen sind nicht allzu schlimm gegenüber einem Grundfehler, der in den meisten sprachphilosophischen Werken jener Epoche wiederkehrt. Heyse nimmt Sy-

stem 70 z. B. an, der Ursprung der Sprache und ihre Entwicklung bis zu ihrer wesentlichen Vollendung falle in die vorhistorische Zeit, die Geschichte der Sprache beginne erst mit diesem Standpunkt ihrer organischen Vollendung, und die historische Sprachwissenschaft habe sich nur mit ihren weiteren Metamorphosen (also mit etwas relativ Gleichgültigem) zu befassen; das ursprüngliche und entscheidende Schaffen des Sprachstoffes und der Sprachformen könne nur philosophisch erschlossen werden. *Die verschiedenen Entwicklungsstufen der werdenden Sprache müssen sich als notwendige aus der Idee ergeben. Wir finden aber in der entwickelten wirklichen Sprache durch Analyse ihrer Bestandtheile die Produkte dieser verschiedenen Stufen als wirklich bestehende vor. Was sich also als notwendig aus der Idee ergibt, können wir als wirklich in der Sprache vorhanden aufzeigen.* Dann folgt im einzelnen immer wieder à la Hegel das neckische Spiel, daß Entwicklungen, die scheinbar als notwendig aus der Idee erschlossen sind, nachher, o Wunder!, durch die wirkliche Sprache bestätigt werden. Die stolze Genugtuung des aprioristischen Philosophen über dieses Wiederfinden seiner Ideen, denen er in väterlicher Verblendung schließlich sogar eigene Realität neben und über den Tatsachen beimißt, würde schwinden, wenn er historisch und psychologisch ihrer Entstehung nachginge und dabei sehen müßte, daß sie im letzten Grunde nur den trüben Niederungen wirklicher Tatsachen ihr Leben oder auch ihr Scheinleben verdanken und keineswegs in der Retorte des reinen Geistes erzeugt sind, ja daß das Wenige, was wir aus jener vorhistorischen, der Philosophie reservierten Periode der Sprachentwicklung überhaupt wissen können, nur auf vorsichtigen Rückschlüssen aus der für die Philosophie, wie er meint, relativ gleichgültigen historischen Epoche des Sprachlebens beruht. Der unsoziale und egoistische, wenn auch vom Standpunkt des Einzelmenschen begreifliche Gedanke, daß der Einzelne durch aprioristische Erwägungen, durch intensives reines Denken die letzten Fragen eines Problems lösen oder rascher lösen könne als auf dem mühseligen Wege über die oft recht ungefügen Tatsachen, spielt auch bei

Heyse immer wieder eine Rolle, so sehr er sich gelegentlich dagegen verwahrt. Wir wissen heute, daß allein die historische Sammlung und Gliederung des zur Lösung notwendigsten Materiales oft die Arbeit von Generationen in Anspruch nimmt. Im Sinne jener stolzen, aber naiven Philosophie-Aristokraten der alten Schule und ihrer weniger erfreulichen modernen Nachbeter ist dieses Sammeln und Sichten nur Handlangerarbeit. Aber Handlangerarbeit, deren sich heute kein tiefer Schauender mehr schämt, und die wie jedes zielbewußte Wirken ihren Lohn in sich trägt.

Ein anderer Vorwurf, der nicht nur gegen Heyses System, sondern gegen jedes wissenschaftliche System erhoben werden kann, daß es verfrüht sei, trifft Heyse persönlich nur wenig. Er ist ihm ausdrücklich, und in der alten Handschrift vom Winter 1834 noch schärfer entgegengetreten als im gedruckten Text. *Ich habe,* sagt Heyse Bl. 5, S. 4, *kein vollständiges System der Sprachwissenschaft, sondern nur Anfangsgründe dieser Wissenschaft zu lehren versprochen. Nur eine vorbereitende und hoffentlich das Interesse dafür weckende, anregende Einleitung kann ich geben. Ich werde mehr historisch-kritisch als streng systematisch-konstruierend zu Werke gehen. Ich werde den Weg zu bahnen suchen zu dem richtigen Standpunkte für diese Wissenschaft, und den allgemeinen Plan derselben seinen Grundlinien nach zeichnen, ohne das Gebäude selbst vollständig aufzuführen. Ich werde versuchen, Sie auf eine Anhöhe zu stellen, von wo aus die Aussicht über das ganze, großenteils noch zu erobernde und anzubauende große Gebiet sich darstellt, ohne das ganze Gebiet selbst als ein vollständig angebautes mit Ihnen durchwandern zu können. Vielmehr wünschte ich vorzüglich Sie selbst zum selbstthätigen Anbau desselben anzuregen. Das Feld ist groß und fordert der Arbeiter viele, da es großenteils noch unangebaut und wüst oder mit Unkraut überwuchert ist.* Es schwebte ihm, als er dieses niederschrieb, also nicht ein eigentliches System der Sprachwissenschaft vor, sondern mehr das, was wir heute bescheidener Prinzipien der Sprachgeschichte zu nennen gewohnt sind. Höchst anschaulich wird dann noch auf

einem eingelegten Blatt (zum Druck S. 20 unten) hinzugefügt: *Wollten wir aber mit der philosophischen Sprachbetrachtung warten, bis das ganze Gebiet der menschlichen Sprache historisch vollständig durchforscht und nichts mehr zu entdecken übrig ist, so würden wir nie anfangen können. Wir würden dem Wanderer gleichen, der am Ufer des Flusses abwarten will, bis er abgelaufen ist. Der Fluß strömt aber fort und fort und hört nicht auf zu fließen, und wenn der Wanderer nicht sein Leben versitzen will, so muß er sich hineinwagen und hindurch, um das andere Ufer zu erreichen.*

Heyse hat sich hineingewagt und hat, wie wir heute beurteilen können, das andere Ufer nicht erreicht. Sein System als solches ist verfrüht und ist gescheitert, weil es auf zu vielen aprioristischen Voraussetzungen und historischen Irrtümern beruht. Aber die Frage, ob ein System richtig ist oder nicht, sollte nicht die Hauptfrage sein. Die Förderung der Wissenschaft durch Heyse besteht darin, daß er bei dem Versuch zu systematisieren eine Reihe von Problemen aufgedeckt, formuliert und zum Teil gelöst hat, die dem Nichtsystematiker überhaupt nicht aufstoßen. Das Systematisieren muß auch von Skeptikern immer wieder versucht werden: es ist zum mindesten eine Probe darauf, ob gewisse Einzelresultate sich in einen großen Zusammenhang einreihen lassen, und ob gewisse Methoden die Weiterarbeit lohnen. Die Systematisierung der Sprachwissenschaft hat einen ähnlichen Zweck wie die Rekonstruktion der indogermanischen oder irgend einer andern nur in ihren Töchtern fortlebenden Sprache; sie bringt die Summe unseres Wissens auf die kürzeste Formel und deckt durch den fortwährenden Zwang Farbe zu bekennen die Lücken unseres Wissens unbarmherzig auf. Und diesen höheren Zwecken gegenüber ist es gleichgültig, ob wir eine indogermanische Ursprache als Ganzes rekonstruieren oder unser Wissen über die Sprache in einem vollkommenen System darstellen können.

G. H.